INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR
ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE

OFFIZIELLES ORGAN
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. S. FERENCZI
BUDAPEST

DR. OTTO RANK
WIEN

PROF. DR. ERNEST JONES
LONDON

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON:

Dr. Karl Abraham, Berlin. — Dr. Ludwig Binswanger, Kreuzlingen. — Dr. Poul Bjerre, Stockholm. — Dr. A. A. Brill, New York. — Dr. Trigant Burrow, Baltimore. — Dr. M. D. Eder, London. — Dr. J. van Emden, Haag. — Dr. M. Eitingon, Berlin. — Dr. Paul Federn, Wien. — Dr. Eduard Hitschmann, Wien. — Dr. H. v. Hug-Hellmuth, Wien. — Dr. L. Jekels, Wien. — Dr. Friedr. S. Krauss, Wien. — Dr. J. T. Mac Curdy, New York. — Dr. J. Marcinowski, Sielbeck. — Prof. Morichau-Beauchant, Poitiers. — Dr. C. R. Payne, Wadhams, N. Y. — Dr. Oskar Pfister, Zürich. — Prof. James J. Putnam, Boston. — Dr. Theodor Reik, Berlin. — Dr. R. Reitler, Wien. — Dr. Hanns Sachs, Wien. — Dr. J. Sadger, Wien. — Dr. A. Stärcke, Den Dolder. — Dr. M. Stegmann, Dresden. — Dr. Victor Tausk, Wien. — Dr. M. Wulff, Odessa.

III. JAHRGANG, 1915
HEFT 4

1915
HUGO HELLER & CIE.
LEIPZIG UND WIEN, I. BAUERNMARKT 3

ALLE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE DURCH DIE KRIEGSLAGE BEDINGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

BEIHEFTE

zur Internationalen Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse

herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud.

I. Heft:

UNBEWUSSTES GEISTESLEBEN

Vortrag, gehalten zum 339. Jahrestage der Leidener Universität am 9. Februar 1914

vom

Rector Magnificus

G. Jelgersma,

Professor der Psychiatrie an der Universität Leiden.

Preis M. 1.50. — **Für Abonnenten der Zeitschrift M. 1.—.**

Als zweites Heft erscheint demnächst:

ALLGEMEINE GESICHTSPUNKTE ZUR PSYCHOANALYTISCHEN BEWEGUNG.

Von

James J. Putnam,

Prof. emerit. an der Harvard Medical School, Boston.

All American and English communications and contributions should be sent (typewritten) to Dr. Ernest Jones, 69 Portland Court, London W.

Alle Manuskripte sind vollkommen druckfertig einzusenden.

Sämtliche Beiträge werden mit dem einheitlichen Satz von K 50.— pro Druckbogen honoriert.

Von den „Originalarbeiten“ und „Mitteilungen“ erhalten die Mitarbeiter je 50 Separatabzüge gratis geliefert.

Geschmackvolle Original-Einbanddecken

mit Lederrücken für den II. Jahrg. sind zum Preise von M. 3.— = K 3.60 durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlag zu beziehen.

Copyright 1915. Hugo Heller & Cie., Wien, I. Bauernm. 3.

I.

Das Unbewußte.

Von Sigm. Freud.

Wir haben aus der Psychoanalyse erfahren, das Wesen des Prozesses der Verdrängung bestehe nicht darin, eine den Trieb repräsentierende Vorstellung aufzuheben, zu vernichten, sondern sie vom Bewußtwerden abzuhalten. Wir sagen dann, sie befinde sich im Zustande des „Unbewußten", und haben gute Beweise dafür vorzubringen, daß sie auch unbewußt Wirkungen äußern kann, auch solche, die endlich das Bewußtsein erreichen. Alles Verdrängte muß unbewußt bleiben, aber wir wollen gleich eingangs feststellen, daß das Verdrängte nicht alles Unbewußte deckt. Das Unbewußte hat den weiteren Umfang; das Verdrängte ist ein Teil des Unbewußten.

Wie sollen wir zur Kenntnis des Unbewußten kommen? Wir kennen es natürlich nur als Bewußtes, nachdem es eine Umsetzung oder Übersetzung in Bewußtes erfahren hat. Die psychoanalytische Arbeit läßt uns alltäglich die Erfahrung machen, daß solche Übersetzung möglich ist. Es wird hiezu erfordert, daß der Analysierte gewisse Widerstände überwinde, die nämlichen, welche es seinerzeit durch Abweisung vom Bewußten zu einem Verdrängten gemacht haben.

Die Rechtfertigung des Unbewußten.

Die Berechtigung, ein unbewußtes Seelisches anzunehmen und mit dieser Annahme wissenschaftlich zu arbeiten, wird uns von vielen Seiten bestritten. Wir können dagegen anführen, daß die Annahme des Unbewußten notwendig und legitim ist, und daß wir für die Existenz des Unbewußten mehrfache Beweise besitzen. Sie ist notwendig, weil die Daten des Bewußtseins in hohem Grade lückenhaft sind; sowohl bei Gesunden als bei Kranken kommen häufig psychische Akte vor, welche zu ihrer Erklärung andere Akte voraussetzen, für die aber das Bewußtsein nicht zeugt. Solche Akte sind nicht nur die Fehlhandlungen und die Träume bei Gesunden, alles, was man psychische Symptome und Zwangserscheinungen heißt, bei Kranken — unsere persönlichste tägliche

Erfahrung macht uns mit Einfällen bekannt, deren Herkunft wir nicht kennen, und mit Denkresultaten, deren Ausarbeitung uns verborgen geblieben ist. Alle diese bewußten Akte blieben zusammenhangslos und unverständlich, wenn wir den Anspruch festhalten wollen, daß wir auch alles durchs Bewußtsein erfahren müssen, was an seelischen Akten in uns vorgeht, und ordnen sich in einen aufzeigbaren Zusammenhang ein, wenn wir die erschlossenen unbewußten Akte interpolieren. Gewinn an Sinn und Zusammenhang ist aber ein vollberechtigtes Motiv, das uns über die unmittelbare Erfahrung hinaus führen darf. Zeigt es sich dann noch, daß wir auf die Annahme des Unbewußten ein erfolgreiches Handeln aufbauen können, durch welches wir den Ablauf der bewußten Vorgänge zweckdienlich beeinflussen, so haben wir in diesem Erfolg einen unanfechtbaren Beweis für die Existenz des Angenommenen gewonnen. Man muß sich dann auf den Standpunkt stellen, es sei nichts anderes als eine unhaltbare Anmaßung zu fordern, daß alles, was im Seelischen vorgeht, auch dem Bewußtsein bekannt werden müsse.

Man kann weiter gehen und zur Unterstützung eines unbewußten psychischen Zustandes anführen, daß das Bewußtsein in jedem Moment nur einen geringen Inhalt umfaßt, so daß der größte Teil dessen, was wir bewußte Kenntnis heißen, sich ohnedies über die längsten Zeiten im Zustande der Latenz, also in einem Zustande von psychischer Unbewußtheit befinden muß. Der Widerspruch gegen das Unbewußte würde mit Rücksicht auf alle unsere latenten Erinnerungen völlig unbegreiflich werden. Wir stoßen dann auf den Einwand, daß diese latenten Erinnerungen nicht mehr als psychisch zu bezeichnen seien, sondern den Resten von somatischen Vorgängen entsprechen, aus denen das Psychische wieder hervorgehen kann. Es liegt nahe zu erwidern, die latente Erinnerung sei im Gegenteil ein unzweifelhafter Rückstand eines psychischen Vorganges. Wichtiger ist es aber, sich klarzumachen, daß der Einwand auf der nicht ausgesprochenen, aber von vornherein fixierten Gleichstellung des Bewußten mit dem Seelischen ruht. Diese Gleichstellung ist entweder eine petitio principii, welche die Frage, ob alles Psychische auch bewußt sein müsse, nicht zuläßt, oder eine Sache der Konvention, der Nomenklatur. In letzterem Charakter ist sie natürlich wie jede Konvention unwiderlegbar. Es bleibt nur die Frage offen, ob sie sich als so zweckmäßig erweist, daß man sich ihr anschließen muß. Man darf antworten, die konventionelle Gleichstellung des Psychischen mit dem Bewußten ist durchaus unzweckmäßig. Sie zerreißt die psychischen Kontinuitäten, stürzt uns in die unlösbaren Schwierigkeiten des psychophysischen Parallelismus, unterliegt dem Vorwurf, daß sie ohne einsichtliche Begründung die Rolle des Bewußtseins überschätzt, und nötigt uns, das Gebiet der psychologischen Forschung vorzeitig zu verlassen, ohne uns von anderen Gebieten her Entschädigung bringen zu können.

Immerhin ist es klar, daß die Frage, ob man die unabweisbaren latenten Zustände des Seelenlebens als unbewußte seelische oder als physische auffassen soll, auf einen Wortstreit hinauszulaufen droht. Es ist darum ratsamer, das in den Vordergrund zu rücken, was uns von der Natur dieser fraglichen Zustände mit Sicherheit bekannt ist. Nun sind sie uns nach ihren physischen Charakteren vollkommen unzugänglich; keine physiologische Vorstellung, kein chemischer Prozeß kann uns eine Ahnung von ihrem Wesen vermitteln. Auf der anderen Seite steht fest, daß sie mit den bewußten seelischen Vorgängen die ausgiebigste Berührung haben; sie lassen sich mit einer gewissen Arbeitsleistung in sie umsetzen, durch sie ersetzen, und sie können mit all den Kategorien beschrieben werden, die wir auf die bewußten Seelenakte anwenden, als Vorstellungen, Strebungen, Entschließungen u. dgl. Ja von manchen dieser latenten Zustände müssen wir aussagen, sie unterscheiden sich von den bewußten eben nur durch den Wegfall des Bewußtseins. Wir werden also nicht zögern, sie als Objekte psychologischer Forschung und in innigstem Zusammenhang mit den bewußten seelischen Akten zu behandeln.

Die hartnäckige Ablehnung des psychischen Charakters der latenten seelischen Akte erklärt sich daraus, daß die meisten der in Betracht kommenden Phänomene außerhalb der Psychoanalyse nicht Gegenstand des Studiums geworden sind. Wer die pathologischen Tatsachen nicht kennt, die Fehlhandlungen der Normalen als Zufälligkeiten gelten läßt und sich bei der alten Weisheit bescheidet, Träume seien Schäume, der braucht dann nur noch einige Rätsel der Bewußtseinpsychologie zu vernachlässigen, um sich die Annahme unbewußter seelischer Tätigkeit zu ersparen. Übrigens haben die hypnotischen Experimente, besonders die posthypnotische Suggestion, Existenz und Wirkungsweise des seelisch Unbewußten bereits vor der Zeit der Psychoanalyse sinnfällig demonstriert.

Die Annahme des Unbewußten ist aber auch eine völlig *legitime*, insofern wir bei ihrer Aufstellung keinen Schritt von unserer gewohnten, für korrekt gehaltenen Denkweise abweichen. Das Bewußtsein vermittelt jedem einzelnen von uns nur die Kenntnis von eigenen Seelenzuständen; daß auch ein anderer Mensch ein Bewußtsein hat, ist ein Schluß, der par analogiam auf Grund der wahrnehmbaren Äußerungen und Handlungen dieses anderen gezogen wird, um uns dieses Benehmen des anderen verständlich zu machen. (Psychologisch richtiger ist wohl die Beschreibung, daß wir ohne besondere Überlegung jedem anderen außer uns unsere eigene Konstitution, und also auch unser Bewußtsein, beilegen, und daß diese Identifizierung die Voraussetzung unseres Verständnisses ist.) Dieser Schluß — oder diese Identifizierung — wurde einst vom Ich auf andere Menschen, Tiere, Pflanzen, Unbelebtes und auf das Ganze der Welt ausgedehnt und erwies sich als brauchbar, solange die Ähnlichkeit mit dem

Einzel-Ich eine überwältigend große war, wurde aber in dem Maße unverläßlicher, als sich das Andere vom Ich entfernte. Unsere heutige Kritik wird bereits beim Bewußtsein der Tiere unsicher, verweigert sich dem Bewußtsein der Pflanzen und weist die Annahme eines Bewußtseins des Unbelebten der Mystik zu. Aber auch, wo die ursprüngliche Identifizierungsneigung die kritische Prüfung bestanden hat, bei dem uns nächsten menschlichen Anderen, ruht die Annahme eines Bewußtseins auf einem Schluß und kann nicht die unmittelbare Sicherheit unseres eigenen Bewußtseins teilen.

Die Psychoanalyse fordert nun nichts anderes, als daß dieses Schlußverfahren auch gegen die eigene Person gewendet werde, wozu eine konstitutionelle Neigung allerdings nicht besteht. Geht man so vor, so muß man sagen, alle die Akte und Äußerungen, die ich an mir bemerke und mit meinem sonstigen psychischen Leben nicht zu verknüpfen weiß, müssen beurteilt werden, als ob sie einer anderen Person angehörten, und sollen durch ein ihr zugeschriebenes Seelenleben Aufklärung finden. Die Erfahrung zeigt auch, daß man dieselben Akte, denen man bei der eigenen Person die psychische Anerkennung verweigert, bei anderen sehr wohl zu deuten, d. h. in den seelischen Zusammenhang einzureihen versteht. Unsere Forschung wird hier offenbar durch ein besonderes Hindernis von der eigenen Person abgelenkt und an deren richtigen Erkenntnis behindert.

Dies trotz inneren Widerstrebens gegen die eigene Person gewendete Schlußverfahren führt nun nicht zur Aufdeckung eines Unbewußten, sondern korrekterweise zur Annahme eines anderen, zweiten Bewußtseins, welches mit dem mir bekannten in meiner Person vereinigt ist. Allein hier findet die Kritik berechtigten Anlaß, einiges einzuwerfen. Erstens ist ein Bewußtsein, von dem der eigene Träger nichts weiß, noch etwas anderes als ein fremdes Bewußtsein, und es wird fraglich, ob ein solches Bewußtsein, dem der wichtigste Charakter abgeht, überhaupt noch Diskussion verdient. Wer sich gegen die Annahme eines unbewußten Psychischen gesträubt hat, der wird nicht zufrieden sein können, dafür ein unbewußtes Bewußtsein einzutauschen. Zweitens weist die Analyse darauf hin, daß die einzelnen latenten Seelenvorgänge, die wir erschließen, sich eines hohen Grades von gegenseitiger Unabhängigkeit erfreuen, so als ob sie miteinander nicht in Verbindung stünden und nichts voneinander wüßten. Wir müssen also bereit sein, nicht nur ein zweites Bewußtsein in uns anzunehmen, sondern auch ein drittes, viertes, vielleicht eine unabschließbare Reihe von Bewußtseinszuständen, die sämtlich uns und miteinander unbekannt sind. Drittens kommt als schwerstes Argument in Betracht, daß wir durch die analytische Untersuchung erfahren, ein Teil dieser latenten Vorgänge besitze Charaktere und Eigentümlichkeiten, welche uns fremd, selbst unglaublich erscheinen

und den uns bekannten Eigenschaften des Bewußtseins direkt zuwiderlaufen. Somit werden wir Grund haben, den gegen die eigene Person gewendeten Schluß dahin abzuändern, er beweise uns nicht ein zweites Bewußtsein in uns, sondern die Existenz von psychischen Akten, welche des Bewußtseins entbehren. Wir werden auch die Bezeichnung eines „Unterbewußtseins" als inkorrekt und irreführend ablehnen dürfen. Die bekannten Fälle von „Double conscience" (Bewußtseinsspaltung) beweisen nichts gegen unsere Auffassung. Sie lassen sich am zutreffendsten beschreiben als Fälle von Spaltung der seelischen Tätigkeiten in zwei Gruppen, wobei sich dann das nämliche Bewußtsein alternierend dem einen oder dem anderen Lager zuwendet.

Es bleibt uns in der Psychoanalyse gar nichts anderes übrig, als die seelischen Vorgänge für an sich unbewußt zu erklären und ihre Wahrnehmung durch das Bewußtsein mit der Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinnesorgane zu vergleichen. Wir hoffen sogar aus diesem Vergleich einen Gewinn für unsere Erkenntnis zu ziehen. Die psychoanalytische Annahme der unbewußten Seelentätigkeit erscheint uns einerseits als eine weitere Fortbildung des primitiven Animismus, der uns überall Ebenbilder unseres Bewußtseins vorspiegelte, und anderseits als die Fortsetzung der Korrektur, die Kant an unserer Auffassung der äußeren Wahrnehmung vorgenommen hat. Wie Kant uns gewarnt hat, die subjektive Bedingtheit unserer Wahrnehmung nicht zu übersehen und unsere Wahrnehmung nicht für identisch mit dem unerkennbaren Wahrgenommenen zu halten, so mahnt die Psychoanalyse, die Bewußtseinswahrnehmung nicht an die Stelle des unbewußten psychischen Vorganges zu setzen, welcher ihr Objekt ist. Wie das Physische, so braucht auch das Psychische nicht in Wirklichkeit so zu sein, wie es uns erscheint. Wir werden uns aber mit Befriedigung auf die Erfahrung vorbereiten, daß die Korrektur der inneren Wahrnehmung nicht ebenso große Schwierigkeit bietet wie die der äußeren, daß das innere Objekt minder unerkennbar ist als die Außenwelt.

Die Vieldeutigkeit des Unbewußten.

Ehe wir weitergehen, wollen wir die wichtige, aber auch beschwerliche Tatsache feststellen, daß die Unbewußtheit nur ein Merkmal des Psychischen ist, welches für dessen Charakteristik keineswegs ausreicht. Es gibt psychische Akte von sehr verschiedener Dignität, die doch in dem Charakter, unbewußt zu sein, übereinstimmen. Das Unbewußte umfaßt einerseits Akte, die bloß latent, zeitweilig unbewußt sind, sich aber sonst von den bewußten in nichts unterscheiden, und anderseits Vorgänge wie die verdrängten, die, wenn sie bewußt würden, sich von den übrigen bewußten aufs grellste abheben müßten. Es würde allen Mißverständnissen ein Ende machen, wenn wir von nun an bei der Beschreibung der verschiedenartigen psychischen Akte ganz davon absehen würden, ob sie bewußt oder unbewußt sind, und sie bloß nach ihrer

Beziehung zu den Trieben und Zielen, nach ihrer Zusammensetzung und Angehörigkeit zu den einander übergeordneten psychischen Systemen klassifizieren und in Zusammenhang bringen würden. Dies ist aber aus verschiedenen Gründen undurchführbar, und somit können wir der Zweideutigkeit nicht entgehen, daß wir die Worte bewußt und unbewußt bald im deskriptiven Sinne gebrauchen, bald im systematischen, wo sie dann Zugehörigkeit zu bestimmten Systemen und Begabung mit gewissen Eigenschaften bedeuten. Man könnte noch den Versuch machen, die Verwirrung dadurch zu vermeiden, daß man die erkannten psychischen Systeme mit willkürlich gewählten Namen bezeichnet, in denen die Bewußtheit nicht gestreift wird. Allein man müßte vorher Rechenschaft ablegen, worauf man die Unterscheidung der Systeme gründet, und könnte dabei die Bewußtheit nicht umgehen, da sie den Ausgangspunkt aller unserer Untersuchungen bildet. Wir können vielleicht einige Abhilfe von dem Vorschlag erwarten, wenigstens in der Schrift Bewußtsein durch die Darstellung Bw und Unbewußtes durch die entsprechende Abkürzung Ubw zu ersetzen, wenn wir die beiden Worte im systematischen Sinne gebrauchen.

Der topische Gesichtspunkt.

In positiver Darstellung sagen wir nun als Ergebnis der Psychoanalyse aus, daß ein psychischer Akt im allgemeinen zwei Zustandsphasen durchläuft, zwischen welche eine Art Prüfung (Zensur) eingeschaltet ist. In der ersten Phase ist er unbewußt und gehört dem System Ubw an; wird er bei der Prüfung von der Zensur abgewiesen, so ist ihm der Übergang in die zweite Phase versagt; er heißt dann „verdrängt“ und muß unbewußt bleiben. Besteht er aber diese Prüfung, so tritt er in die zweite Phase ein und wird dem zweiten System zugehörig, welches wir das System Bw nennen wollen. Sein Verhältnis zum Bewußtsein ist aber durch diese Zugehörigkeit noch nicht eindeutig bestimmt. Er ist noch nicht bewußt, wohl aber bewußtseinsfähig (nach dem Ausdruck von J. Breuer), d. h. er kann nun ohne besonderen Widerstand beim Zutreffen gewisser Bedingungen Objekt des Bewußtseins werden. Mit Rücksicht auf diese Bewußtseinsfähigkeit heißen wir das System Bw auch das „Vorbewußte“. Sollte es sich herausstellen, daß auch das Bewußtwerden des Vorbewußten durch eine gewisse Zensur mitbestimmt wird, so werden wir die Systeme Vbw und Bw strenger voneinander sondern. Vorläufig genüge es festzuhalten, daß das System Vbw die Eigenschaften des Systems Bw teilt, und daß die strenge Zensur am Übergang vom Ubw zum Vbw (oder Bw) ihres Amtes waltet.

Mit der Aufnahme dieser (2 oder 3) psychischen Systeme hat sich die Psychoanalyse einen Schritt weiter von der deskriptiven Bewußtseinspsychologie entfernt, sich eine neue Fragestellung und einen neuen Inhalt beigelegt. Sie unterschied sich von der Psychologie bisher hauptsächlich durch die dynamische Auffassung der seelischen Vorgänge; nun kommt

hinzu, daß sie auch die psychische Topik berücksichtigen und von einem beliebigen seelischen Akt angeben will, innerhalb welches Systems oder zwischen welchen Systemen er sich abspielt. Wegen dieses Bestrebens hat sie auch den Namen einer Tiefenpsychologie erhalten. Wir werden hören, daß sie auch noch um einen anderen Gesichtspunkt bereichert werden kann.

Wollen wir mit einer Topik der seelischen Akte Ernst machen, so müssen wir unser Interesse einer an dieser Stelle auftauchenden Zweifelfrage zuwenden. Wenn ein psychischer Akt (beschränken wir uns hier auf einen solchen von der Natur einer Vorstellung) die Umsetzung aus dem System Ubw in das System Bw (oder Vbw) erfährt, sollen wir annehmen, daß mit dieser Umsetzung eine neuerliche Fixierung, gleichsam eine zweite Niederschrift der betreffenden Vorstellung verbunden ist, die also auch an einer neuen psychischen Lokalität enthalten sein kann, und neben welcher die ursprüngliche unbewußte Niederschrift fortbesteht? Oder sollen wir eher glauben, daß die Umsetzung in einer Zustandsänderung besteht, welche sich an dem nämlichen Material und an derselben Lokalität vollzieht? Die Frage kann abstrus erscheinen, muß aber aufgeworfen werden, wenn wir uns von der psychischen Topik, der psychischen Tiefendimension, eine bestimmtere Idee bilden wollen. Sie ist schwierig, weil sie über das rein Psychologische hinausgeht und die Beziehungen des seelischen Apparats zur Anatomie streift. Wir wissen, daß solche Beziehungen im Gröbsten existieren. Es ist ein unerschütterliches Resultat der Forschung, daß die seelische Tätigkeit an die Funktion des Gehirns gebunden ist wie an kein anderes Organ. Ein Stück weiter — es ist nicht bekannt, wie weit — führt die Entdeckung von der Ungleichwertigkeit der Gehirnteile und deren Sonderbeziehung zu bestimmten Körperteilen und geistigen Tätigkeiten. Aber alle Versuche, von da aus eine Lokalisation der seelischen Vorgänge zu erraten, alle Bemühungen, die Vorstellungen in Nervenzellen aufgespeichert zu denken und die Erregungen auf Nervenfasern wandern zu lassen, sind gründlich gescheitert. Dasselbe Schicksal würde einer Lehre bevorstehen, die etwa den anatomischen Ort des Systems Bw, der bewußten Seelentätigkeit, in der Hirnrinde erkennen und die unbewußten Vorgänge in die subkortikalen Hirnpartien versetzen wollte. Es klafft hier eine Lücke, deren Ausfüllung derzeit nicht möglich ist, auch nicht zu den Aufgaben der Psychologie gehört. Unsere psychische Topik hat vorläufig nichts mit der Anatomie zu tun; sie bezieht sich auf Regionen des seelischen Apparats, wo immer sie im Körper gelegen sein mögen, und nicht auf anatomische Örtlichkeiten.

Unsere Arbeit ist also in dieser Hinsicht frei und darf nach ihren eigenen Bedürfnissen vorgehen. Es wird auch förderlich sein, wenn wir uns daran mahnen, daß unsere Annahmen zunächst nur den Wert von

Veranschaulichungen beanspruchen. Die erstere der beiden in Betracht gezogenen Möglichkeiten, nämlich daß die bw Phase der Vorstellung eine neue, an anderem Orte befindliche Niederschrift derselben bedeute, ist unzweifelhaft die gröbere, aber auch die bequemere. Die zweite Annahme, die einer bloß funktionellen Zustandsänderung, ist die von vornherein wahrscheinlichere, aber sie ist minder plastisch, weniger leicht zu handhaben. Mit der ersten, der topischen Annahme ist die einer topischen Trennung der Systeme Ubw und Bw und die Möglichkeit verknüpft, daß eine Vorstellung gleichzeitig an zwei Stellen des psychischen Apparats vorhanden sei, ja daß sie, wenn durch die Zensur ungehemmt, regelmäßig von dem einen Ort an den anderen vorrücke, eventuell, ohne ihre erste Niederlassung oder Niederschrift zu verlieren. Das mag befremdlich aussehen, kann sich aber an Eindrücke aus der psychoanalytischen Praxis anlehnen.

Wenn man einem Patienten eine seinerzeit von ihm verdrängte Vorstellung, die man erraten hat, mitteilt, so ändert dies zunächst an seinem psychischen Zustand nichts. Es hebt vor allem nicht die Verdrängung auf, macht deren Folgen nicht rückgängig, wie man vielleicht erwarten konnte, weil die früher unbewußte Vorstellung nun bewußt geworden ist. Man wird im Gegenteil zunächst nur eine neuerliche Ablehnung der verdrängten Vorstellung erzielen. Der Patient hat aber jetzt tatsächlich dieselbe Vorstellung in zweifacher Form an verschiedenen Stellen seines seelischen Apparats, erstens hat er die bewußte Erinnerung an die Gehörspur der Vorstellung durch die Mitteilung, zweitens trägt er daneben, wie wir mit Sicherheit wissen, die unbewußte Erinnerung an das Erlebte in der früheren Form in sich. In Wirklichkeit tritt nun eine Aufhebung der Verdrängung nicht eher ein, als bis die bewußte Vorstellung sich nach Überwindung der Widerstände mit der unbewußten Erinnerungsspur in Verbindung gesetzt hat. Erst durch das Bewußtmachen dieser letzteren selbst wird der Erfolg erreicht. Damit schiene ja für oberflächliche Erwägung erwiesen, daß bewußte und unbewußte Vorstellungen verschiedene und topisch gesonderte Niederschriften des nämlichen Inhalts sind. Aber die nächste Überlegung zeigt, daß die Identität der Mitteilung mit der verdrängten Erinnerung des Patienten nur eine scheinbare ist. Das Gehörthaben und das Erlebthaben sind zwei nach ihrer psychologischen Natur ganz verschiedene Dinge, auch wenn sie den nämlichen Inhalt haben.

Wir sind also zunächst nicht im stande, zwischen den beiden erörterten Möglichkeiten zu entscheiden. Vielleicht treffen wir späterhin auf Momente, welche für eine von beiden den Ausschlag geben können. Vielleicht steht uns die Entdeckung bevor, daß unsere Fragestellung unzureichend war, und daß die Unterscheidung der unbewußten Vorstellung von der bewußten noch ganz anders zu bestimmen ist.

Gibt es unbewußte Gefühle?

Wir haben die vorstehende Diskussion auf Vorstellungen eingeschränkt und können nun eine neue Frage aufwerfen, deren Beantwortung zur Klärung unserer theoretischen Ansichten beitragen muß. Wir sagten, es gäbe bewußte und unbewußte Vorstellungen; gibt es aber auch unbewußte Triebregungen, Gefühle, Empfindungen, oder ist es diesmal sinnlos, solche Zusammensetzungen zu bilden?

Ich meine wirklich, der Gegensatz von bewußt und unbewußt hat auf den Trieb keine Anwendung. Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen. Wenn wir aber doch von einer unbewußten Triebregung oder einer verdrängten Triebregung reden, so ist dies eine harmlose Nachlässigkeit des Ausdruckes. Wir können nichts anderes meinen als eine Triebregung, deren Vorstellungsrepräsentanz unbewußt ist, denn etwas anderes kommt nicht in Betracht.

Man sollte meinen, die Antwort auf die Frage nach den unbewußten Empfindungen, Gefühlen, Affekten sei ebenso leicht zu geben. Zum Wesen eines Gefühls gehört es doch, daß es verspürt, also dem Bewußtsein bekannt wird. Die Möglichkeit einer Unbewußtheit würde also für Gefühle, Empfindungen, Affekte völlig entfallen. Wir sind aber in der psychoanalytischen Praxis gewöhnt, von unbewußter Liebe, Haß, Wut usw. zu sprechen und finden selbst die befremdliche Vereinigung „unbewußtes Schuldbewußtsein“ oder eine paradoxe „unbewußte Angst“ unvermeidlich. Geht dieser Sprachgebrauch an Bedeutung über den im Falle des „unbewußten Triebes“ hinaus?

Der Sachverhalt ist hier wirklich ein anderer. Es kann zunächst vorkommen, daß eine Affekt- oder Gefühlsregung wahrgenommen, aber verkannt wird. Sie ist durch die Verdrängung ihrer eigentlichen Repräsentanz zur Verknüpfung mit einer anderen Vorstellung genötigt worden und wird nun vom Bewußtsein für die Äußerung dieser letzteren gehalten. Wenn wir den richtigen Zusammenhang wieder herstellen, heißen wir die ursprüngliche Affektregung eine „unbewußte“, obwohl ihr Affekt niemals unbewußt war, nur ihre Vorstellung der Verdrängung erlegen ist. Der Gebrauch der Ausdrücke „unbewußter Affekt und Gefühl“ weist überhaupt auf die Schicksale des quantitativen Faktors der Triebregung infolge der Verdrängung zurück (siehe die Abhandlung über Verdrängung). Wir wissen, daß dies Schicksal ein dreifaches sein kann; der Affekt bleibt entweder — ganz oder teilweise — als solcher bestehen, oder er erfährt eine Verwandlung in einen qualitativ anderen Affektbetrag, vor allem in Angst, oder er wird unterdrückt, d. h. seine Entwicklung überhaupt verhindert. (Diese Möglichkeiten sind an der Traum-

arbeit vielleicht noch leichter zu studieren als bei den Neurosen.) Wir wissen auch, daß die Unterdrückung der Affektentwicklung das eigentliche Ziel der Verdrängung ist, und daß deren Arbeit unabgeschlossen bleibt, wenn dies Ziel nicht erreicht wird. In allen Fällen, wo der Verdrängung die Hemmung der Affektentwicklung gelingt, heißen wir die Affekte, die wir im Redressement der Verdrängungsarbeit wieder einsetzen, „unbewußte". Dem Sprachgebrauch ist also die Konsequenz nicht abzustreiten; es besteht aber im Vergleich mit der unbewußten Vorstellung der bedeutsame Unterschied, daß die unbewußte Vorstellung nach der Verdrängung als reale Bildung im System Ubw bestehen bleibt, während dem unbewußten Affekt ebendort nur eine Ansatzmöglichkeit, die nicht zur Entfaltung kommen durfte, entspricht. Streng genommen und obwohl der Sprachgebrauch tadellos bleibt, gibt es also keine unbewußten Affekte, wie es unbewußte Vorstellungen gibt. Es kann aber sehr wohl im System Ubw Affektbildungen geben, die wie andere bewußt werden. Der ganze Unterschied rührt daher, daß Vorstellungen Besetzungen — im Grunde von Erinnerungsspuren — sind, während die Affekte und Gefühle Abfuhrvorgängen entsprechen, deren letzte Äußerungen als Empfindungen wahrgenommen werden. Im gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnis von den Affekten und Gefühlen können wir diesen Unterschied nicht klarer ausdrücken.

Die Feststellung, daß es der Verdrängung gelingen kann, die Umsetzung der Triebregung in Affektäußerung zu hemmen, ist für uns von besonderem Interesse. Sie zeigt uns, daß das System Bw normalerweise die Affektivität wie den Zugang zur Motilität beherrscht, und hebt den Wert der Verdrängung, indem sie als deren Folgen nicht nur die Abhaltung vom Bewußtsein, sondern auch von der Affektentwicklung und von der Motivierung der Muskeltätigkeit aufzeigt. Wir können auch in umgekehrter Darstellung sagen: Solange das System Bw Affektivität und Motilität beherrscht, heißen wir den psychischen Zustand des Individuums normal. Indes ist ein Unterschied in der Beziehung des herrschenden Systems zu den beiden einander nahe stehenden Abfuhraktionen unverkennbar.[1]) Während die Herrschaft des Bw über die willkürliche Motilität fest gegründet ist, dem Ansturm der Neurose regelmäßig widersteht und erst in der Psychose zusammenbricht, ist die Beherrschung der Affektentwicklung durch Bw minder gefestigt. Noch innerhalb des normalen Lebens läßt sich ein beständiges Ringen der beiden Systeme Bw und Ubw um das Primat in der Affektivität erkennen, grenzen sich gewisse Einflußsphären voneinander ab und stellen sich Vermengungen der wirksamen Kräfte her.

[1]) Die Affektivität äußert sich wesentlich in motorischer (sekretorischer, gefäßregulierender) Abfuhr zur (inneren) Veränderung des eigenen Körpers ohne Beziehung zur Außenwelt, die Motilität in Aktionen, die zur Veränderung der Außenwelt bestimmt sind.

Die Bedeutung des Systems Bw für die Zugänge zur Affektentbindung und Aktion macht uns auch die Rolle verständlich, welche in der Krankheitsgestaltung der Ersatzvorstellung zufällt. Es ist möglich, daß die Affektentwicklung direkt vom System Ubw ausgeht, in diesem Falle hat sie immer den Charakter der Angst, gegen welche alle „verdrängten" Affekte eingetauscht werden. Häufig aber muß die Triebregung warten, bis sie eine Ersatzvorstellung im System Bw gefunden hat. Dann ist die Affektentwicklung von diesem bewußten Ersatz her ermöglicht und der qualitative Charakter des Affekts durch dessen Natur bestimmt. Wir haben behauptet, daß bei der Verdrängung eine Trennung des Affekts von seiner Vorstellung stattfindet, worauf beide ihren gesonderten Schicksalen entgegengehen. Das ist deskriptiv unbestreitbar; der wirkliche Vorgang aber ist in der Regel, daß ein Affekt so lange nicht zu stande kommt, bis nicht der Durchbruch zu einer neuen Vertretung im System Bw gelungen ist.

Topik und Dynamik der Verdrängung.

Wir haben das Resultat erhalten, daß die Verdrängung im wesentlichen ein Vorgang ist, der sich an Vorstellungen an der Grenze der Systeme Ubw und Vbw (Bw) vollzieht, und können nun einen neuerlichen Versuch machen, diesen Vorgang eingehender zu beschreiben. Es muß sich dabei um eine Entziehung von Besetzung handeln, aber es fragt sich, in welchem System findet die Entziehung statt, und welchem System gehört die entzogene Besetzung an.

Die verdrängte Vorstellung bleibt im Ubw aktionsfähig; sie muß also ihre Besetzung behalten haben. Das Entzogene muß etwas anderes sein. Nehmen wir den Fall der eigentlichen Verdrängung vor (des Nachdrängens), wie sie sich an der vorbewußten oder selbst bereits bewußten Vorstellung abspielt, dann kann die Verdrängung nur darin bestehen, daß der Vorstellung die (vor)bewußte Besetzung entzogen wird, die dem System Vbw angehört. Die Vorstellung bleibt dann unbesetzt oder sie erhält Besetzung vom Ubw her, oder sie behält die ubw Besetzung, die sie schon früher hatte. Also Entziehung der vorbewußten, Erhaltung der unbewußten Besetzung oder Ersatz der vorbewußten Besetzung durch eine unbewußte. Wir bemerken übrigens, daß wir dieser Betrachtung wie unabsichtlich die Annahme zu Grunde gelegt haben, der Übergang aus dem System Ubw in ein nächstes geschehe nicht durch eine neue Niederschrift, sondern durch eine Zustandsänderung, einen Wandel in der Besetzung. Die funktionale Annahme hat hier die topische mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen.

Dieser Vorgang der Libidoentziehung reicht aber nicht aus, um einen anderen Charakter der Verdrängung begreiflich zu machen. Es ist nicht einzusehen, warum die besetzt gebliebene oder vom Ubw her mit Besetzung versehene Vorstellung nicht den Versuch erneuern sollte, kraft ihrer Besetzung in das System Vbw einzudringen. Dann müßte sich die

Libidoentziehung an ihr wiederholen, und dasselbe Spiel würde sich unabgeschlossen fortsetzen, das Ergebnis aber nicht das der Verdrängung sein. Ebenso würde der besprochene Mechanismus der Entziehung vorbewußter Besetzung versagen, wenn es sich um die Darstellung der Urverdrängung handelt; in diesem Falle liegt ja eine unbewußte Vorstellung vor, die noch keine Besetzung vom Vbw erhalten hat, der eine solche also auch nicht entzogen werden kann.

Wir bedürfen also hier eines anderen Vorganges, welcher im ersten Falle die Verdrängung unterhält, im zweiten ihre Herstellung und Fortdauer besorgt, und können diesen nur in der Annahme einer Gegenbesetzung finden, durch welche sich das System Vbw gegen das Andrängen der unbewußten Vorstellung schützt. Wie sich eine solche Gegenbesetzung, die im System Vbw vor sich geht, äußert, werden wir an klinischen Beispielen sehen. Sie ist es, welche den Daueraufwand einer Urverdrängung repräsentiert, aber auch deren Dauerhaftigkeit verbürgt. Die Gegenbesetzung ist der alleinige Mechanismus der Urverdrängung; bei der eigentlichen Verdrängung (dem Nachdrängen) kommt die Entziehung der vbw Besetzung hinzu. Es ist sehr wohl möglich, daß gerade die der Vorstellung entzogene Besetzung zur Gegenbesetzung verwendet wird.

Wir merken, wie wir allmählich dazu gekommen sind, in der Darstellung psychischer Phänomene einen dritten Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, außer dem dynamischen und dem topischen den ökonomischen, der die Schicksale der Erregungsgrößen zu verfolgen und eine wenigstens relative Schätzung derselben zu gewinnen strebt. Wir werden es nicht unbillig finden, diese Betrachtungsweise, welche die Vollendung der psychoanalytischen Forschung ist, durch einen besonderen Namen auszuzeichnen. Ich schlage vor, daß es eine metapsychologische Darstellung genannt werden soll, wenn es uns gelingt, einen psychischen Vorgang nach seinen dynamischen, topischen und ökonomischen Beziehungen zu beschreiben. Es ist vorherzusagen, daß es uns bei dem gegenwärtigen Stand unserer Einsichten nur an vereinzelten Stellen gelingen wird.

Machen wir einen zaghaften Versuch, eine metapsychologische Beschreibung des Verdrängungsvorganges bei den drei bekannten Übertragungsneurosen zu geben. Wir dürfen dabei „Besetzung“ durch „Libido“ ersetzen, weil es sich ja, wie wir wissen, um die Schicksale von Sexualtrieben handelt.

Eine erste Phase des Vorganges bei der Angsthysterie wird häufig übersehen, vielleicht auch wirklich übergangen, ist aber bei sorgfältiger Beobachtung gut kenntlich. Sie besteht darin, daß Angst auftritt, ohne daß wahrgenommen würde, wovor. Es ist anzunehmen, daß im Ubw eine Liebesregung vorhanden war, die nach der Umsetzung ins System Vbw

verlangte; aber die von diesem System her ihr zugewendete Besetzung zog sich nach Art eines Fluchtversuches von ihr zurück, und die unbewußte Libidobesetzung der zurückgewiesenen Vorstellung wurde als Angst abgeführt. Bei einer etwaigen Wiederholung des Vorganges wurde ein erster Schritt zur Bewältigung der unliebsamen Angstentwicklung unternommen. Die fliehende Besetzung wendete sich einer Ersatzvorstellung zu, die einerseits assoziativ mit der abgewiesenen Vorstellung zusammenhing, anderseits durch die Entfernung von ihr der Verdrängung entzogen war (Verschiebungsersatz) und eine Rationalisierung der noch unhemmbaren Angstentwicklung gestattete. Die Ersatzvorstellung spielt nun für das System Bw die Rolle einer Gegenbesetzung, indem sie es gegen das Auftauchen der verdrängten Vorstellung im Bw versichert, anderseits ist sie die Ausgangsstelle der nun erst recht unhemmbaren Angstaffektentbindung oder benimmt sich als solche. Die klinische Beobachtung zeigt, daß z. B. das an der Tierphobie leidende Kind nun unter zweierlei Bedingungen Angst verspürt, erstens wenn die verdrängte Liebesregung eine Verstärkung erfährt, und zweitens wenn das Angsttier wahrgenommen wird. Die Ersatzvorstellung benimmt sich in dem einen Falle wie die Stelle einer Überleitung aus dem System Ubw in das System Bw, im anderen wie eine selbständige Quelle der Angstentbindung. Die Ausdehnung der Herrschaft des Systems Bw pflegt sich darin zu äußern, daß die erste Erregungsweise der Ersatzvorstellung gegen die zweite immer mehr zurücktritt. Vielleicht benimmt sich am Ende das Kind so, als hätte es gar keine Neigung zu dem Vater, wäre ganz von ihm freigeworden, und als hätte es wirklich Angst vor dem Tier. Nur daß diese Tierangst aus der unbewußten Triebquelle gespeist, sich widerspenstig und übergroß gegen alle Beeinflussungen aus dem System Bw erweist und dadurch ihre Herkunft aus dem System Ubw verrät.

Die Gegenbesetzung aus dem System Bw hat also in der zweiten Phase der Angsthysterie zur Ersatzbildung geführt. Derselbe Mechanismus findet bald eine neuerliche Anwendung. Der Verdrängungsvorgang ist, wie wir wissen, noch nicht abgeschlossen und findet ein weiteres Ziel in der Aufgabe, die vom Ersatz ausgehende Angstentwicklung zu hemmen. Dies geschieht in der Weise, daß die gesamte assoziierte Umgebung der Ersatzvorstellung mit besonderer Intensität besetzt wird, so daß sie eine hohe Empfindlichkeit gegen Erregung bezeigen kann. Eine Erregung irgend einer Stelle dieses Vorbaues muß zufolge der Verknüpfung mit der Ersatzvorstellung den Anstoß zu einer geringen Angstentwicklung geben, welche nun als Signal benützt wird, um durch neuerliche Flucht der Besetzung den weiteren Fortgang der Angstentwicklung zu hemmen. Je weiter weg vom gefürchteten Ersatz die empfindlichen und wachsamen Gegenbesetzungen angebracht sind, desto präziser kann der Mechanismus

funktionieren, der die Ersatzvorstellung isolieren und neue Erregungen von ihr abhalten soll. Diese Vorsichten schützen natürlich nur gegen Erregung, die von außen, durch die Wahrnehmung an die Ersatzvorstellung herantreten, aber niemals gegen die Trieberregung, die von der Verbindung mit der verdrängten Vorstellung her die Ersatzvorstellung trifft. Sie beginnen also erst zu wirken, wenn der Ersatz die Vertretung des Verdrängten gut übernommen hat, und können niemals ganz verläßlich wirken. Bei jedem Ansteigen der Trieberregung muß der schützende Wall um die Ersatzvorstellung um ein Stück weiter hinaus verlegt werden. Die ganze Konstruktion, die in analoger Weise bei den anderen Neurosen hergestellt wird, trägt den Namen einer Phobie. Der Ausdruck der Flucht vor bewußter Besetzung der Ersatzvorstellung sind die Vermeidungen, Verzichte und Verbote, an denen man die Angsthysterie erkennt. Überschaut man den ganzen Vorgang, so kann man sagen, die dritte Phase hat die Arbeit der zweiten in größerem Ausmaß wiederholt. Das System Bw schützt sich jetzt gegen die Aktivierung der Ersatzvorstellung durch die Gegenbesetzung der Umgebung, wie es sich vorhin durch die Besetzung der Ersatzvorstellung gegen das Auftauchen der verdrängten Vorstellung gesichert hatte. Die Ersatzbildung durch Verschiebung hat sich in solcher Weise fortgesetzt. Man muß auch hinzufügen, daß das System Bw früher nur eine kleine Stelle besaß, die eine Einbruchspforte der verdrängten Triebregung war, die Ersatzvorstellung nämlich, daß aber am Ende der ganze phobische Vorbau einer solchen Enklave des unbewußten Einflusses entspricht. Man kann ferner den interessanten Gesichtspunkt hervorheben, daß durch den ganzen ins Werk gesetzten Abwehrmechanismus eine Projektion der Triebgefahr nach außen erreicht worden ist. Das Ich benimmt sich so, als ob ihm die Gefahr der Angstentwicklung nicht von einer Triebregung, sondern von einer Wahrnehmung her drohte, und darf darum gegen diese äußere Gefahr mit den Fluchtversuchen der phobischen Vermeidungen reagieren. Eines gelingt bei diesem Vorgang der Verdrängung: die Entbindung von Angst läßt sich einigermaßen eindämmen, aber nur unter schweren Opfern an persönlicher Freiheit. Fluchtversuche vor Triebansprüchen sind aber im allgemeinen nutzlos, und das Ergebnis der phobischen Flucht bleibt doch unbefriedigend.

Von den Verhältnissen, die wir bei der Angsthysterie erkannt haben, gilt ein großer Anteil auch für die beiden anderen Neurosen, so daß wir die Erörterung auf die Unterschiede und die Rolle der Gegenbesetzung beschränken können. Bei der Konversionshysterie wird die Triebbesetzung der verdrängten Vorstellung in die Innervation des Symptoms umgesetzt. Inwieweit und unter welchen Umständen die unbewußte Vorstellung durch diese Abfuhr zur Innervation drainiert ist, so daß sie ihr Andrängen gegen das System Bw aufgeben kann, diese und ähnliche Fragen

bleiben besser einer speziellen Untersuchung der Hysterie vorbehalten. Die Rolle der Gegenbesetzung, die vom System Bw ausgeht, ist bei der Konversionshysterie deutlich und kommt in der Symptombildung zum Vorschein. Die Gegenbesetzung ist es, welche die Auswahl trifft, auf welches Stück der Triebrepräsentanz die ganze Besetzung derselben konzentriert werden darf. Dies zum Symptom erlesene Stück erfüllt die Bedingung, daß es dem Wunschziel der Triebregung ebensosehr Ausdruck gibt wie dem Abwehr- oder Strafbestreben des Systems Bw; es wird also überbesetzt und von beiden Seiten her gehalten wie die Ersatzvorstellung der Angsthysterie. Wir können aus diesem Verhältnis ohne weiteres den Schluß ziehen, daß der Verdrängungsaufwand des Systems Bw nicht so groß zu sein braucht wie die Besetzungsenergie des Symptoms, denn die Stärke der Verdrängung wird durch die aufgewendete Gegenbesetzung gemessen, und das Symptom stützt sich nicht nur auf die Gegenbesetzung, sondern auch auf die in ihm verdichtete Triebbesetzung aus dem System Ubw.

Für die Zwangsneurose hätten wir den in der vorigen Abhandlung enthaltenen Bemerkungen nur hinzuzufügen, daß hier die Gegenbesetzung des Systems Bw am sinnfälligsten in den Vordergrund tritt. Sie ist es, die als Reaktionsbildung organisiert die erste Verdrängung besorgt, und an welcher später der Durchbruch der verdrängten Vorstellung erfolgt. Man darf der Vermutung Raum geben, daß es an dem Vorwiegen der Gegenbesetzung und Ausfallen einer Abfuhr liegt, wenn das Werk der Verdrängung bei Angsthysterie und Zwangsneurose weit weniger geglückt erscheint als bei der Konversionshysterie.

(Wird fortgesetzt.)

II.

Zur Psychologie des alkoholischen Beschäftigungsdelirs.

Von **Dr. Viktor Tausk** (Wien).

I.

Das ungeistige Menschenmaterial, aus dem sich die Alkoholdeliranten vorwiegend rekrutieren, ist für psychoanalytische Selbstkritik ganz unzulänglich und der Zufall hat mir das spärliche bessere Material bisher versagt.[1]) Diese Ausführungen verdienen darum nicht den Namen einer Psychoanalyse des alkoholischen Beschäftigungsdelirs, ich habe vielmehr nur gesicherte psychoanalytische Gesichtspunkte für das Verständnis des Krankheitsbildes angewendet. Der Arbeitseffekt geht hier kaum über den Wert des zu seiner Erzielung aufgewendeten Materials hinaus und man wird ihm vollkommen gerecht, wenn man die Kritik auf die Frage der Richtigkeit der Beobachtung und der Methode der Problemstellung beschränkt.

Die Klinik ist dem psychologischen Problem der Alkoholpsychosen bisher auf verschiedenen Umwegen ausgewichen: indem sie sich der Erforschung der respektiven Blutbilder gewidmet oder indem sie den Nachweis verschiedener Frequenzen beim Alkoholmißbrauch unter der Annahme verschiedener toxischer Zwischenprodukte, die die verschiedenen Alkoholpsychosen bewirken sollen, geführt hat. Ich kann den Wert dieser Untersuchungen ebensowenig schmälern, als ich ihre Bedeutung für das Verständnis der Krankheitsbilder einsehen kann. Zur Psychologie der Alkoholpsychosen führt von dieser Art der Problemstellung kein Weg, und es bleibt letzten Endes, will man dem psychologischen Problem entkommen, nur noch die Berufung auf eine „Anlage" übrig, wenn man den Schein einer Erklärung nicht vermissen will. Tatsächlich hat die Literatur die Aufgabe auch in dieser Richtung abgesteckt.

Der Sprung vom Chemismus des Zentralnervensystems zur Form und zum Inhalt der speziellen Geistesstörung ist gedanklich unvollziehbar. Eine unübersehbare Reihe von Fragen, mit denen sich Religionen und Weltanschauungen, Philosophien und Naturwissenschaften im Laufe der Zeiten erfolglos abgegeben haben, verbindet die beiden Enden des Pro-

[1]) Ich verdanke das Material meiner Beobachtungen der Klinik des Herrn Hofrates Prof. J. Wagner v. Jauregg in Wien.

blems, deren Distanz nur mit einer Frage, nicht mit einer Antwort durchmessen werden kann. Wir verdanken es Freud, wenn wir heute in der Lage sind, die psychischen Erscheinungen in psychologischer Kausalität zurückzuverfolgen, ohne Gefahr, allzufrüh auf das non ultra der Spekulation über die Erschaffung der Welt aus dem Urnebel stoßen zu müssen.

Der Psychoanalytiker — aber freilich auch nur dieser — erkennt in den verschiedenen Formen der alkoholischen Geistesstörungen, psychische Elemente, die zu umgrenzen und auf eine seelische Vorgeschichte zurückzuführen in der Psychoanalyse anderer Formen der Geistesstörungen längst gelungen ist, und nichts liegt näher, als auch bei den noch nicht analysierten Störungsformen nach den psychologischen Bedingungen zu forschen. Daß die Funktionsstörung einmal durch ein bekanntes, ein anderes Mal durch ein unbekanntes Gift bewirkt, oder aber in der psychogenen Behinderung der Funktion begründet ist, kann die Frage nach der psychologischen Mechanik der Störung und ihrer spezifisch psychologischen Voraussetzungen nicht behindern. Dies muß bei dem Umstand, daß gewisse Kliniker die Psychoanalyse von der Erforschung der geistigen Störungen mit gesicherter organischer Ätiologie absperren wollen, polemischerweise ausdrücklich betont werden.

Aus dem gesamten Besitz der klinischen Psychopathologie führt kein Zugang zum Verständnis der alkoholischen Geistesstörnngen und freilich auch nicht der übrigen Toxikosen.

Die meisten Toxikosen treten als Verwirrtheitszustände in die Erscheinung. Ihre Hauptmerkmale sind die zeitliche und örtliche Desorientiertheit, die Verkennung des Milieus. Dazu registriert die Klinik bei den Vergiftungspsychosen noch Verfolgungsideen als Nebencharakter ferner Halluzinationen als beinahe niemals fehlendes Phänomen (dessen Beziehung zur Verwirrtheit jedoch nirgends angedeutet erscheint) und die Angst, die in der Affektbewegung das Zustandsbild beherrscht. Spezielle Bilder liefern die Kokainpsychose, bei der Verfolgungsideen und visuelle Parästhesien (Glaskugel, Makropsie) im Vordergrund des klinischen Bildes stehen; ferner die beiden großen Alkoholpsychosen: die Halluzinose, bei erhaltener Orientierung, mit Angst und phantastischen Halluzinationen, und das Delirium tremens, mit völliger Desorientiertheit, Halluzinationen auf allen Sinnesgebieten und dem charakteristischen Beschäftigungsdelir. Die Affektlage des Beschäftigungsdeliranten wird als trivial und „bummelwitzig“ beschrieben.

Für die psychoanalytische Erwägung fällt zunächst die Frage, warum in den einzelnen Psychosen die einzelnen Sinnesgebiete vorwiegend oder überhaupt von Halluzinationen betroffen werden, besonders aber der Spezialfall der Kokainpsychose, im Rahmen dieser Arbeit weg. Es wurden darüber noch keinerlei Untersuchungen angestellt. Ob Bon-

höffers Vermutung, daß die Alkoholhalluzinose Menschen vom „akustischen“ Typus trifft; ob diese bestimmende Kraft des „Sinnestypus“ für jegliche Wahl des halluzinatorischen Typus maßgebend ist, bleibt eine offene Frage.

Ohne weiteres scheint die psychoanalytische Lehre von der Herkunft der Angst eine prinzipielle Erklärung für die Angst in den Toxikosen zu gestatten. Das Gift lähmt den Hemmungsapparat (Theorien von der Hemmungsfunktion der Hirnrinde und vom kortikalen Angriffspunkt der Gifte), was vom gewöhnlichen Alkoholrausch her gut bekannt ist, und ebenso ist bekannt, daß mit der Aufhebung der Hemmungen die niedergehaltenen Affekte Durchbruch finden (in vino veritas). Wenn infolge der Läsion des Hemmungsapparats nun derartige Affekte mobilisiert werden, die vom intakten Rest der Persönlichkeit ihre spezifische Abfuhr nicht erhalten dürfen oder können, verwandelt sich der sprungbereite Affekt in Angst.[1])[2])

Die Aktivierung des halluzinatorischen Mechanismusses ist als Regression auf der Linie der Vorstellungsbildung zum Wahrnehmungssystem aufzufassen. Die Beziehungen dieser Regression zu der des Trieblebens sind, soviel mir bekannt ist, noch vollkommen unaufgeklärt.

Die Eigenart des Beschäftigungsdelirs ist jedoch aus allem, was ich bisher gesagt habe, nicht zu verstehen. Ich verdanke den Zugang zur Fragestellung der Mitteilung der Kollegin Cand. Med. Frl. I. Zimmermann, daß es Beschäftigungsträume gebe, deren charakteristisches Merkmal es sei, daß der Träumer sich mit einer Beschäftigung fruchtlos abmüht und daß in diesem Moment eine Ähnlichkeit mit dem alkoholischen Beschäftigungsdelir liege. Dieser Traumtypus war mir ganz unbekannt geblieben, ich erfuhr jedoch später, daß er von Pilcz vermerkt worden war, wobei der Autor selbstverständlich streng davon absah, zum Verständnis dieser Traumart Freuds Traumdeutungsmethode anzuwenden.

---

[1]) In der Diskussion des vorliegenden Themas in der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung“ hat Freud die Bemerkung gemacht, die Angst sei eine pathologische Abfuhr libidinöser Affekte. Mit dieser Auffassung stimmt die meine vollkommen überein. Der Begriff der pathologischen Abfuhr deckt sich wohl mit meiner Auffassung von der Affektverwandlung, die einer morphologischen Betrachtungsweise entspricht, während Freuds Ausdruck die Mechanik und Dynamik des Prozesses trifft.

[2]) Daß in der Toxikose das toxisch geschädigte Bewußtsein die Angstentwicklung zu verantworten hat, indem es sich als unzulänglich für die spezifische und adäquate Aufarbeitung der durch Wegfall der Hemmungen einbrechenden Affekte erweist, ist selbstverständlich kein Widerspruch gegen die ps.-a. Lehre von der Entstehung der Angst. Die Unzulänglichkeit des Bewußtseins ist hier auf dem Umwege der Vergiftung erworben; ohne Vergiftung leistet der Widerstand gegen das Bewußtwerden des Verdrängten denselben Dienst.

Daß ich aus dieser Mitteilung der Kollegin die Annahme gewann, es lasse sich die Psychologie des Beschäftigungsdelirs aus der Analyse von Beschäftigungsträumen erobern, wird der Psychoanalytiker verständlich finden. Einige Beschäftigungsträume, die mir, da ich ihrer bedurfte, zur Hand kamen, ergaben folgende Analyse:

1. Der manifeste Trauminhalt ist eine triviale Beschäftigung mit den gewöhnlichen Aufgaben, die der Träumer in seinem Beruf oder seiner Häuslichkeit alltäglich zu erledigen hat. Das Arbeitsziel ist gewöhnlich nur schattenhaft im Traumbewußtsein. Meist stimmt die Art der Arbeit im Traum gar nicht zu dem angestrebten Erfolg. Die Aufmerksamkeit ist auf eine sehr wichtig erscheinende, für das erstrebte Ziel aber offenbar ganz untergeordnete Leistung gespannt. Oft erscheint auch das Gefühl der Verwunderung, daß die Arbeit, die den Träumer so fesselt, wirklich zu dem im Traume bewußten Ziele führen sollte.

2. Die Affektlage im Traum ist leicht ängstlich. Wirkliche Angstanfälle sind sehr selten. Der Träumer hat das Gefühl, er müsse eiligst mit der Arbeit fertig werden, da eine nächste Aufgabe auf ihn wartet. Diese Aufgabe hat oft den Charakter der Unaufschiebbarkeit, sie kann jedoch nicht eher in Angriff genommen werden, als bis die erste, mit der der Träumer eben beschäftigt ist, zum Ende gebracht wurde. Des Träumers bemächtigt sich eine sehr geschäftige Hast, aber die Arbeit geht eigentlich nicht von statten. Jeden Augenblick findet sich der Träumer wieder an den Anfang der Arbeit zurückgeworfen. Oder er macht plötzlich etwas anderes, als was er bisher gemacht hat. Es ist ihm dabei nicht klar, ob es dieselbe Beschäftigung ist oder eine andere. Manchmal scheint es ihm, er müßte doch eigentlich etwas anderes machen, aber er bringt es nicht fertig, die Aufgabe zu wechseln, die ihn festhält.

II.

Beispiel eines Beschäftigungstraumes: Es ist frühmorgens, der Träumer hat das Gefühl, er müsse seiner Mutter, die sehr viel Plage mit dem großen Haushalt hat, helfen. Er nimmt sich vor, heute brav zu sein, ein Vorsatz, den er in der Kindheit oft und nicht immer mit Erfolg gefaßt hatte. Er hat ferner das Gefühl des Zweifels, ob er schon erwachsen sei, er kommt sich ein wenig wie ein Kind vor. Nun blättert er in einem großen Buch, während ihm für einen Augenblick ganz schattenhaft die Verwunderung auftaucht, wie er denn eigentlich aus dem Bette gekommen und ob dieses Blättern auch wirklich die Arbeit sei, die er vor hatte. Dann scheint ihm die Sache wieder ganz richtig, er müsse in dem Buche blättern, und das steht

irgendwie im Zusammenhang damit, daß der Wasserleitungshahn in der Küche blank geputzt werden soll. Er blättert weiter, er hat es recht eilig, eigentlich immer eiliger, aber die Blätter verkleben sich, auch werden ihrer immer mehr. Leichtes Angstgefühl. Er trägt mehrere Staubtücher in die Küche, diese Arbeit ist irgendwie aus dem Blättern entstanden und bedeutet auch dasselbe. Der Wasserleitungshahn ist noch immer nicht blank, aber nun ist es klar, daß das große Buch die Rechnungen der letzten Wochen enthält und die müssen revidiert oder addiert werden. Gefühl der Erleichterung. Der Träumer rechnet, es geht sehr glatt von statten, er fühlt sich einen Moment lang sehr wohl, bis er wieder merkt, daß er etwas mit der Wasserleitung vor hat und sich beeilen müsse. Da verliert das Rechnen wieder seine so klare Beziehung zur Wasserleitung und zum Vorsatz brav zu sein, er muß wieder von vorn anfangen zu rechnen. Nun wird er hastig, merkt, daß das Rechnen eigentlich französisch lernen ist, das kann er sehr gut, freut sich, fühlt sich wieder erleichtert, er lernt flott darauf los, sehr schnell, die Vokabeln strömen nur so aus dem Munde oder aus dem Papier. Manchmal scheint es ihm, daß das gar nicht französisch ist, er ist ja nicht mehr neun Jahre alt, aber es ist doch ein sehr tüchtiges Lernen, schwere und interessante Fremdwörter sind es, die er auszusprechen hat, er spricht sie zuerst sehr gut aus, dann etwas schwerer, manchmal verwickelt sich die Zunge, er spricht das Wort noch einmal aus, aber es klingt nun anders oder bedeutet etwas anderes. Leichte Angst und Erwachen.

Analyse: Der Träumer ist ein 23jähriger Student der Philosophie, der als Hauptfach romanische Philologie (französisch) hört. Er vertraute sich mir an, nachdem er bei einer Prostituierten versagt hatte, zu der er gegangen war, um sich zu überzeugen, ob seine Impotenzangst begründet sei.

Die ersten Sätze des Traumtextes führen in eine für das Leiden des Patienten entscheidende Kindheitszeit, in das fünfte Lebensjahr. Er war ein frühreifer Knabe gewesen, er hatte das Zerwürfnis, das zwischen seinen Eltern bestand, schon im fünften Lebensjahr oder gar noch früher, vollkommen erfaßt und leidenschaftlich für die Mutter gegen den Vater Partei ergriffen. Stets, wenn er die Mutter weinen sah, und das geschah oft, kam er mit schmerzlicher Zärtlichkeit und Mitleid zu ihr, um sie zu trösten, und ganz bewußt erwartete er immer, die Mutter werde gestehen, daß der Vater schuld an ihren Tränen sei und sie werde

den Sohn zum Bundesgenossen machen. Aber diese Erwartungen des Knaben wurden getäuscht. Die Frage, warum sie weine, beantwortete die Mutter immer: „Weil mich meine Kinder kränken.“ Und obgleich der Knabe sich oft keiner Schuld bewußt war und die Antwort der Mutter mit Erstaunen als Ungerechtigkeit empfinden mußte, produzierte er ein zerknirschtes Reuegefühl, das ihm selbst aber künstlich vorkam. Das unbändige Schluchzen des Knaben versetzte die Mutter schließlich immer in ekstatische Rührung, sie zog dann das Kind an sich, preßte es an die Brust und bedeckte es mit Tränen und Zärtlichkeiten.

Im Grunde ließ sich der Knabe über den richtigen Tatbestand nicht täuschen und er hielt diese Szenen für den Ausdruck eines geheimen Einverständnisses mit der Mutter, nach welchem er so tun müsse, als nehme er die Begründung, die die Mutter für ihre Traurigkeit gab, für wahr, während er die Zärtlichkeit der Mutter für die Belohnung seiner „Diskretion“ hielt.

Aber der Knabe, der längst schon unter der Herrschaft eines reifen Schuldgefühls stand, da er längst schon sexuelle Aggressionen und Wünsche gegen Mutter und Geschwister und eine ohnmächtige Wut gegen den Vater zu büßen hatte, fühlte sein Verhalten gegen die Mutter als ein Sacrificium intellectus, er fühlte sich bestochen. Nun wurde er unsicher in der Einschätzung seiner Gefühle, die er von unlauteren Absichten begleitet wußte. Aus diesem Konflikt war für die unreife Seele des Jungen ein Ausweg nicht gegeben, da er auf den Genuß der leidenschaftlichen mütterlichen Zärtlichkeit nicht verzichten wollte, während andererseits sein phantasiertes Einverständnis mit der Mutter, in dem er eine Billigung seines Verhaltens sah, einen willkommenen Vorwand abgab, um seine sich immer wieder meldenden Skrupeln nicht zur einzig richtigen moralischen Tat des Verzichtes reifen zu lassen.

Die Konsequenzen, die sich für die nächste Entwicklung des Patienten aus dieser Ödipusphantasie ergaben, waren weittragend. Zunächst verstand es der Knabe, seinen Vater, den er ebenso liebte wie fürchtete, für den Verrat der Mutter zu rächen. Indem er seine vermeintliche Mitwisserschaft am mütterlichen Geheimnis erpresserischerweise mißbrauchte, zog er die Konsequenz, man dürfe so sein wie der Vater, wenn die Mutter das Benehmen des Vaters unter den Schutz der Diskretion stellt. So fand der Knabe die Form, um seine Identifikation mit dem glücklichen Besitzer der Mutter in tätige Wirklichkeit umzusetzen: er wurde ungehorsam, gewalttätig und gegen Mutter und Geschwister despotisch, so wie es der Vater war.

Die Mutter, die von dem Bündnis mit dem Sohn offenbar keine Ahnung hatte, verklagte das schlimme Kind dem Vater und dieser züchtigte es hart. Dieses Verhalten der Mutter hielt der Patient natürlich für einen Verrat der Bündnistreue. Und da er ohnehin schon das Bündnis

selbst im Unbewußten für eine Charakterlosigkeit der Mutter hielt, indem er meinte, die Liebe der Mutter sei käuflich, da er sie durch seine „Diskretion" erlangen konnte, kam er dazu, mit neun Jahren die Mutter der Untreue mit anderen Männern zu verdächtigen. Die Prostitutionsphantasie, die ihm nun die Mutter und späterhin jedes Weib in geheimen Wünschen zugänglich machte, war fertig. Mit tiefstem Schuldgefühl wandte sich der Knabe nun zum Vater, der im Sohn einen willkommenen Bundesgenossen gegen die immer mehr gehaßte Frau fand. Wieder war es eine Bundesgenossenschaft mit Skrupeln, diesmal wegen des Verrats an der Mutter, und wieder erschlug die Untreue ihren eigenen Herrn, denn der Vater war ein launenhafter und brutaler Mann, der den Sohn alsbald fühlen ließ, daß er sich durch seine Anhängerschaft nicht von harten und ungerechten Züchtigungen befreien könne.

Zwischen Liebe und Haß hin und her geworfen und in beiden erfolglos, brach das Selbstgefühl des Knaben zusammen. Schuldgefühl und Selbstvorwürfe waren der Erfolg seiner verfehlten Liebespolitik, die er nun seiner „Schlimmheit" zuschrieb. Und nun kamen die Zeiten der guten Vorsätze. Wenn er früh erwachte, nachdem er eine Nacht nach einer heftigen Szene mit den Eltern durchschlafen hatte, da war sein erster Gedanke: „Heute werde ich brav sein!" Dann war er einige Tage wirklich brav, hilfreich und duldsam.

An solchen Tagen hatte er ein besonders starkes Mitleid mit der Mutter, die im Haushalt große Plage hatte, da sie sich wegen Armut kein Dienstmädchen halten konnte. In diesen Zeiten wollte der Patient der Mutter gern jede Arbeit abnehmen. Eines Nachts kam er im Halbschlaf, ohne daß er wußte, wie er eigentlich aus dem Bette gekommen sei, in die Küche, mit dem offenbar im Traum gefaßten Vorsatz, den Wasserleitungshahn blank zu putzen, damit die Mutter in der Früh eine Freude habe. Er konnte sein Vorhaben jedoch nicht ausführen, da die Mutter sich noch in der Küche befand und den Knaben wieder zu Bett brachte, nachdem sie ihn für seine gute Absicht herzlich abgeküßt hatte.

Die Pubertät fand den Patienten in den gleichen Verhältnissen, da sich weder in den Beziehungen noch im Charakter seiner Familie etwas geändert hatte. In seinen onanistischen Phantasien zeigte es sich nun, in welchem Maße die leidenschaftliche körperliche Zärtlichkeit der Mutter die Liebesbedingungen des Patienten fixiert hatte. Er phantasierte Szenen vom Charakter jener aufgelösten, stürmischen Leidenschaft, die er bei seiner Mutter erlebt hatte, und seiner aggressiven Natur entsprechend, waren es gewalttätige Deflorationsphantasien. Er stellte sich dabei recht wahllos alle hübscheren Frauen seiner Bekanntschaft vor, zuweilen aber verkehrte er im Traum mit seiner Mutter.

Sein gequälter Kampf gegen die Onanie, in dem er eben so oft den Vorsatz faßte, brav zu sein, als er versagte, dauerte vier Jahre. Dann folgte eine Zeit absoluter Abstinenz, die nur zuweilen von masturbatorischer Selbstbefriedigung unterbrochen war. Mit 19 Jahren ging er zum erstenmal zu einer Prostituierten. Er verkehrte zweimal mit ihr, und obwohl seine Potenz sich dabei als zuverlässig erwies, plagte ihn von da ab eine leise Impotenzangst. Nun ging er von Zeit zu Zeit zu öffentlichen Mädchen, nur um seine Potenz zu prüfen, da er die Absicht hatte, entweder bald zu heiraten oder aus Liebe ein Verhältnis mit einem anständigen Mädchen einzugehen, und bei diesem Gedanken fürchtete, daß er versagen werde. Und obgleich ihn seine Potenz bei Prostituierten nie verriet, konnte er die Impotenzangst nicht los werden. Als Grund, warum er impotent geworden sein könnte, nahm er die Schädigung durch die lang geübte Onanie an.

Noch ein merkwürdiger Umstand mußte dem Patienten in dieser Zeit auffallen. Der Koitus befriedigte ihn nie ganz, er mußte gewöhnlich einen oder zwei Tage nach dem Koitus onanieren, worauf er erst „Ruhe hatte". Er führte diese Erscheinung darauf zurück, daß er von einem kurzen Besuch bei einer Prostituierten eben nicht genug habe, er müßte ein Weib nach seinem Bedürfnis viele Stunden oder Nächte bei sich haben können, um sein immer bald wieder erwachendes Bedürfnis zu befriedigen. Aber Geldmangel erlaubte es ihm nicht, bald genug wieder zu einer Prostituierten zu gehen, so daß ihm nichts übrig bleiben konnte, als zu masturbieren.

Im 22. Lebensjahre lernte er eine Kollegin kennen, die ihm gefiel. Die Onanie gab er nun vollständig auf. Er wollte, daß das Mädchen sich ihm hingebe, aber sie erlaubte ihm nur, mit den Fingern in ihren Genitalien zu spielen. Den Koitus versagte sie ihm. Er empörte sich über ihre „feige Bürgerlichkeit", es kam oft zu heftigen Auseinandersetzungen und das Mädchen war mehrmals daran, die Beziehung abzubrechen. So oft auch der Patient selbst bereit war, das Verhältnis zu lösen, weil er sich von der Geliebten an die „bürgerliche Canaille" verraten fühlte, so unerträglich fühlte er ihre Abwesenheit, wenn sie es war, die ihn nach einem Streit verließ. Schließlich kam es eines Tages dazu, daß er sie, aus Empörung über ihre Zurückhaltung, aus dem Zimmer jagte. Nach drei Tagen der Trennung fühlte er sich bei dem Gedanken, daß der Bruch endgültig sei, von einer Last befreit. Nun erwog er wieder, ob er zu einem öffentlichen Mädchen gehen sollte. Aber dies schien ihm eine unwürdige Handlung gegen das Mädchen, mit dem er sich zerworfen hatte. Der Wunsch, zur Prostituierten zu gehen, wurde indessen immer dringender. Zugleich aber trat auch wieder die Impotenzangst auf, von der er sich während der Dauer des Verhältnisses frei gefühlt hatte. Schließlich war es die Impotenzangst, die ihn zum Entschluß führte. Etwa

zehn Tage nach dem Bruch ging er zu einer Dirne und blieb zum erstenmal im Leben impotent.

Gegen die Depression, die nun eintrat, kämpfte er einige Tage, bis er den Arzt aufsuchte. Den hier zur Analyse gebrachten Traum hatte der Patient in der Nacht nach der zweiten Stunde der Kur.

Ohne besondere Schwierigkeiten ergaben sich in wenigen Stunden folgende Aufklärungen über die Traumstücke, die nicht schon in der bisher reproduzierten Lebensgeschichte determiniert erscheinen.

Er hat das Gefühl des Zweifels, ob er schon erwachsen sei, er kommt sich ein wenig wie ein Kind vor.

Er kam sich eigentlich nie recht erwachsen vor, da er immer im Kampf gegen die Onanie stand. Ein Erwachsener onaniert nicht. Nur in der Zeit des Verhältnisses mit der Kollegin hatte er das Gefühl einer gewissen männlichen Reife. Jedoch die Art, wie er gezwungen war mit ihr zu verkehren, ließ ihn nicht zu einem Gefühl voller Männerwürde kommen. Jedesmal, wenn er sie masturbiert hatte, fühlte er sich pueril. Daher auch seine große Empörung gegen das Mädchen, die ihn in einer bubenhaften Situation festhielt.

Nun blättert er in einem großen Buch . . . Im Hause seiner Eltern gab es ein großes Buch, ein illustriertes Prachtwerk, in dem er immer blätterte, während die Mutter bei ihm saß und ihm die Bilder erklärte. Das waren für den Knaben sehr genußreiche Stunden.

In seinem 17. Lebensjahr hatte er in einem Park die Bekanntschaft eines alten pensionierten Beamten gemacht. Der Herr führte mit dem Patienten obszöne Gespräche und machte ihm den Vorschlag, er werde ihn zu einer Kellnerin führen und selbst den Koitus bezahlen. Der Patient ging nur ungern auf den Vorschlag ein, denn er schämte sich, daß ihm ein anderer ein Weib verschaffen sollte. Der Herr führte ihn in ein Gasthaus niederen Ranges und unterhandelte dort mit der Kellnerin, die sich bereit erklärte zu kommen. Der Patient ging dann mit seinem Begleiter in dessen Wohnung, aber da die Kellnerin lange nicht kam, hatte der Patient Zeit, sein moralisches Bewußtsein die Oberhand gewinnen zu lassen und er sagte seinem Begleiter, er wolle auf keinen Fall länger warten, er verzichte überhaupt auf die ganze Sache, er gehe lieber nach Hause lernen. Da antwortete ihm sein Begleiter: „Heute wollen wir mal in einem zweiblättrigen Buch mit dicken Blättern lesen.“ Er meinte natürlich das weibliche Genitale mit den zwei Schamlippen. Der Patient ließ sich jedoch nicht zurückhalten und ging nach Hause.

Nun fiel ihm ein, daß ihm die Vorstellung von dem zweiblättrigen Buch öfters unwillkommenerweise kam, wenn er seine Geliebte masturbierte.

Das Blättern steht irgendwie im Zusammenhang mit dem Wasserleitungshahn, der blank geputzt wird . . .

Die Kinder in der Familie des Patienten haben den Penis „Wasserleitungshahn" genannt.[1]) Wenn der Wasserleitungshahn ein Penis ist und das Buch eine Vulva, dann ist der im Traum gefühlte Zusammenhang verständlich und ebenso verständlich wird die Verwunderung, ob denn das Blättern wirklich die Arbeit sei, die der Patient vorhatte. Denn er wollte ja bei seiner Geliebten nicht nur „blättern", was man eben mit den Fingern macht und was Patient auch wirklich gemacht hat, sondern er wollte den Zusammenhang mit dem „Wasserleitungshahn" herstellen, d. h. koitieren.

Er trägt mehrere Staubtücher in die Küche, diese Arbeit ist irgendwie aus dem Blättern entstanden . . .

Er hat oft in Taschentücher und Staubtücher onaniert, wobei das Tuch das weibliche Genitale ersetzte.

. . . und bedeutet auch dasselbe.

An der Identität dieser Bedeutung besteht nunmehr kein Zweifel.

Der Wasserleitungshahn ist noch immer nicht blank . . .

Das ist nicht zum Verwundern. Das Traumbild bedeutet, daß er den Versuch macht, das weibliche Genitale mit dem Penis zusammen zu bringen (er trägt Staubtücher in die Küche, wo der Wasserleitungshahn ist). Der Wasserleitungshahn ist freilich noch immer nicht blank, denn er ist mit den Tüchern, mit denen er offenbar gescheuert werden sollte, noch nicht zusammengebracht worden. Übrigens erinnert der Patient ausdrücklich daran, daß im Gymnasiastenjargon sowohl „putzen" wie „scheuern" onanieren bedeutet.

Wir können nun die Deutung des bisher bearbeiteten Traumstückes zusammenfassen. Der Patient träumt, daß er seine Geliebte masturbiert. Eine einfache Wunscherfüllung, da ihm diese Sexualbetätigung trotz allen Widerständen, die er ihr entgegenstellte, Lust bereitete. Der Wunsch wurde erregt durch die Entbehrung des gewohnten Genusses. Dabei fühlt sich Patient als Kind. Er vergleicht seine Art der Befriedigung mit der Onanie, bei der er an Stelle des weiblichen Genitales Tücher benützt hat. Bei dieser unwürdigen Betätigung erinnert er sich an seinen alten Kampf gegen die Onanie, denn der gleiche Widerstand, der ihn damals so viele fehlgeschlagene gute Vorsätze „brav zu sein" kostete, regt sich natürlich auch gegen den Onaniewunsch im Traum. Die Beziehung zu jener Kinderzeit, in der das Versprechen „brav zu sein" ein Liebesbeweis für die Mutter war, wird mit Hilfe der Vorstellung des

[1]) Tausk: „Zur Psychologie der Kindersexualität", Int. Ztschr. f. Ps. A. 1913, S. 451; Fritz: „Das (der Penis) ist auch eine Wasserleitung, auch da ist ein Hahn, auch eine Röhre, das Wasser fließt auch von oben nach unten". Man sieht, daß der Wasserleitungshahn ein sehr geläufiges Penissymbol der Knaben ist.

Wasserleitungshahnes hergestellt, den Patient, um der Mutter zu zeigen, wie brav er ist, blank putzen wollte.

Da aber der Wasserleitungshahn schon in jener Kinderzeit bewußt ein Penissymbol war, so muß noch die Deutung jenes somnambulen Ganges in die Küche zur Vervollständigung der Deutung des vorliegenden Traumes herangezogen werden. Der Knabe hatte damals offenbar auch einen Onanietraum oder einen äquivalenten Harnreiztraum gehabt und die sexuelle Regung in Beziehung zur Liebe zu seiner Mutter gebracht, indem er als Reaktion auf den Penisreiz einen Liebesbeweis für die Mutter zu stande bringen wollte. Für dieses Stück finden sich beim Patienten Reminiszenzen aus noch früherer Zeit, in der die Mutter beim täglichen Bad auch seinen Penis in die Hand nahm und wusch. Daß auch diese Erinnerung für die Determination des Traumbildes bestimmend war, läßt sich daraus ersehen, daß der Wasserleitungshahn gereinigt („blank geputzt") werden soll. Daran knüpft sich außerdem das nachträgliche Bekenntnis des Patienten, daß es ihm immer besondere Wollust bereitete, wenn Frauen seinen Penis in die Hand nahmen. Das war auch die Art, wie er im Verhältnis mit der Kollegin zum Orgasmus kam. Mit dieser Assoziation determiniert sich auch das Traumstück des „Blätterns" als Onanie am eigenen Genitale (allerdings durch eine zweite Person), während es zunächst nur als Onanie am fremden Genitale imponierte. Aber der ganze Wunschkomplex erscheint von einer Liebesobjektvorstellung getragen zu sein.

Nun erlaubte sich die Analyse den Umstand, daß der Patient immerzu im Traum dazu strebt, den Wasserleitungshahn zu erreichen und zu putzen, so zu deuten, daß er selbst seinen Penis in die Hand nehmen, d. h. onanieren wolle, daß er dabei von der Erinnerung an die mutuelle Masturbation mit der Geliebten getragen sei, und daß das immerwährende Nichtherankommen an den Hahn den Ausdruck einer Hemmung und Zurückhaltung gegen den autoerotischen Akt vorstelle. Zu dieser Deutung wußte der Patient mitzuteilen, daß er als Gymnasiast sehr oft anfing zu onanieren, jedoch mitten im Onanieren aufhörte, indem er seinen Skrupeln nachgab und schleunigst in einem Buch zu lesen begann, um sich abzulenken. Besonders benützte er als Mittel zur Ablenkung das Memorieren von französischen Vokabeln. Oft gelang es ihm auch, dadurch den Onaniedrang zu kupieren, manchmal aber wiederholte sich dieses Spiel und endete öfters mit einer Ejakulation, worauf dann wieder der gefürchtete Ekel sich einstellte.

Damit erledigt die Analyse zugleich das Traumstück vom „Französischlernen", welches sich als ein Ablenkungsmittel vom Onaniewunsch deutet. Daher auch das Gefühl der Erleichterung im Traum, als er französisch zu lernen beginnt. „Das kann er sehr gut, er freut sich" nämlich darüber, daß es ihm gelingt, den Onaniewunsch abzuleiten. Aber

nicht lange darf er sich seiner Tüchtigkeit erfreuen. Das Lernen wird immer schwerer. Schließlich versagt es, der zu unterdrückende Wunsch stürmt wieder an, der Patient hat nur noch das Mittel der Angst, um ihn abzuwehren. Die Angst weckt ihn aus dem Schlaf, die verbotene Wunschbefriedigung ist verhindert.

Ganz dieselbe Deutung wird nun dem vorhergehenden Traumstück zu teil, indem der Patient mit dem Gefühl der Erleichterung Rechnungen ausführt, bis es ihm plötzlich klar wird, daß er etwas mit dem Wasserleitungshahn vor hat, worauf das Rechnen wieder seinen Wert verliert. Es wird dann durch das Französischlernen ersetzt, ebenso, wie dieses selbst an die Stelle des Blätterns in dem großen Buche trat, als die Hemmung gegen das Blättern diese Beschäftigung vereitelte, indem die Blätter sich verklebten und ihrer beängstigend viele wurden.

Der Patient hat gegen den Vorschlag, er möge annehmen, daß er wieder im Kampf gegen einen Onaniewunsch begriffen sei, nicht viel einzuwenden. Die volle Annahme der Proposition gibt ihm schließlich die der Psychoanalyse wohlbekannte Erleichterung.

Von den noch ungedeuteten Stellen dieses Traumes kommt für diese Arbeit nur noch das sich stets wiederholende Phänomen in Betracht, daß der Träumer die Arbeit in mäßigem Tempo beginnt und dann immer eiliger und hastiger wird. Diese Erscheinung ist uns aus dem Wachleben gut bekannt. Wir finden sie stets an die Angst, nicht fertig werden zu können, geknüpft. In welchem Ausmaß „Nicht können“ und „Nicht wollen“ identisch sind und wie sehr diese Identität den Fall des abgelehnten Sexualwunsches trifft, muß nicht erst ausgeführt werden.

Die Beschäftigungen, die der Patient in diesem Traum unternimmt, verfolgen, nach dem Resultat der bisherigen Deutung, verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Ziele. Das „Blättern“ hat sich als eine symbolische Masturbation im weiblichen Genitale herausgestellt, das „Rechnen“ und „Französischlernen“ dient jedoch der Ablenkung des Sexualwunsches. Dieser Gegensatz ist indessen ein nur scheinbarer. Es ergibt sich schon aus der theoretischen Erwägung, daß „Ablenkung“ nur soviel bedeutet wie „Äquivalent“, und man dürfte von hier aus forschen, ob nicht auch diese Beschäftigungen, entgegen dem Anschein, Sexualbetätigungen vorstellen. Noch dringender wird die Annahme angesichts der Tatsache, daß sowohl das Rechnen wie auch das Französischlernen in Angst kulminieren. Die Erleichterung, die der Beschäftigungswechsel jeweils verursacht, wäre dann nur so zu verstehen, daß durch den Wechsel der Beschäftigung eine Abwendung von der Angstvorstellung bewirkt wird, ganz analog wie wir im normalen Seelenleben eine Erleichterung verspüren, wenn es uns gelingt, eine uns ängstigende Vorstellung gegen eine harmlose einzutauschen. Die Traumzensur ist von der neuen Vor-

stellung für einen Augenblick getäuscht, der sich hervorringende Affekt findet jedoch alsbald auch in der neuen, offenbar dazu geeigneten Vorstellung, einen zur Abfuhr geeigneten Weg, die Zensur steht alsbald wieder vor der Gefahr der Überrumpelung, der sie immer wieder mit der Angstbildung begegnen muß.

Es erweist sich jedoch als überflüssig, die Bedeutung der in diesem Traum vorkommenden Beschäftigungen als symbolische Darstellung von Sexualbetätigungen erst im Wege von Schlüssen und Rückschlüssen anzunehmen. Wir müssen uns erinnern, daß wir diesen Sinn der Beschäftigungen des Putzens, Scheuerns, des Blätterns in einem (zweiblättrigen) Buch, nicht erst der Traumdeutung, sondern einfach dem bewußten Vorrat der Erinnerungen des Träumers, also einem teils ubiquitären, teils im speziellen Fall seiner Anwendung (in einem zweiblättrigen Buch blättern oder lesen) zweifellos sexuellen Sprachgebrauch entnommen haben. Fügen wir noch hinzu, daß „Französischlernen" dem Träumer als das Lernen einer landläufig als „Französisch" benannten Perversion im Bewußtsein war und daß der Träumer zugesteht, daß ihm derlei Wünsche, obgleich er sie nie betätigt hat, nicht fremd geblieben waren. Man denke ferner daran, daß auch Rechnen im obszönen Jargon als Symbol für Onanie bekannt ist ($6 \times 6 = 36$), daß schließlich arbeiten überhaupt eine obszöne Bezeichnung für „koitieren" vorstellt, manchmal aber auch im Sinne von Onanie, also überhaupt von aktiver Sexualbetätigung gebraucht wird. In welchem Falle die eine oder die andere Bedeutung angenommen werden muß, kann nur aus der Analyse des Träumers bestimmt werden.[1]) Diese ergibt nun, mit Einfügung der

[1]) In der Diskussion der vorliegenden Arbeit in der „Wiener psychoanalytischen Vereinigung" haben die Herren Prof. Freud und Dr. Hanns Sachs auf die Phylogenese des Traumsymbols „arbeiten" hingewiesen. Die Aufdeckung dieser Symbolik ist Dr. Hanns Sperber in Upsala („Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache", veröffentlicht in der „Imago" I./5. 1912, Wien, Verl. Hugo Heller & Cie.) zu verdanken. Diese Arbeit war mir bis dahin unbekannt geblieben, nun fand ich in ihr eine reiche und scharfsinnige Bestätigung der Entdeckung Freuds, daß die Symbolik ein Rest der Ursprache sei, auf die der Kulturmensch unter gewissen Bedingungen, hauptsächlich in der Kunst, im Traum und in der Geisteskrankheit, regrediert. Sperbers Arbeit ist unabhängig von der Psychoanalyse entstanden, was ihr den Wert einer selbständigen Erkenntnisquelle verschafft.

Der Autor stellt zunächst das Problem, aus welchen Motiven es überhaupt zu einer Sprachbildung kommen konnte, und er findet den Anlaß jeglicher Sprachbildung in einem Mitteilungsbedürfnis. Dieses kann seinen Urgrund nur in zwei primitiven, egoistischen Situationen des Menschen haben: im Nahrungsbedürfnis des Kindes, das seinen Hunger der Mutter, und im Begattungsbedürfnis des Männchens, das seine Brunst dem Weibchen bekanntgeben will. Gegen die Annahme von sozialen Motiven als von Uranlässen der Sprachbildung („Warnungsruf") argumentiert Sperber mit einleuchtenden Gründen.

hier gewonnenen Kenntnisse, folgende Übersetzung des Traumes: Der Träumer, der seine Geliebte entbehrt, verfällt in den alten Onaniewunsch (er soll ja eigentlich den ganzen Traum hindurch den Wasserleitungshahn putzen). Er zieht dem autoerotischen Akt zunächst die am Objekt geübte Onanie vor (er blättert . . .). Aber auch das ist Onanie (es bedeutet dasselbe . . .). Er beginnt zu rechnen. Das bedeutet freilich wieder dasselbe ($6 \times 6 = 36$), d. h. der mit der Vorstellung des Blätterns weggedrängte Onaniewunsch erscheint nun unter der Maske des Rechnens wieder. Aber der Träumer fügt an dieser Stelle ein neues Stück der Deutung hinzu: die Rechnungen der letzten Wochen sind die Abrechnung mit der Geliebten. Die soll er revidieren, was der Patient mit wiedersehen übersetzt, und addieren, d. h. zusammenbringen. Es ist eine deutliche Wendung zur Objektliebe.

Der Hungerschrei kommt als Sprachbildner kaum in Betracht, denn er gehört der ersten Kindheit an und gibt aus sich selbst keine Fortentwicklung, da das Kind, abgesehen von den Reflexlauten, die Sprache von den Erwachsenen empfängt. Die Hauptwurzel der produktiven Sprachbildung ist in der Sexualität zu suchen, ihr Uranfang ist der Lockruf.

Die Weiterentwicklung der Sprache wurde dann in entscheidender Weise durch die Erfindung der Arbeitswerkzeuge beeinflußt. Darüber sagt Sperber wörtlich: „Ich glaube nun, daß die primitiven, mit Hilfe von Werkzeugen ausgeführten Tätigkeiten von lockrufartigen Äußerungen begleitet waren, weil sie sexuell betont waren. Den Ausdruck „sexuell betont" verstehe ich in dem Sinne, daß die Tätigkeit der Werkzeuge für die Phantasie des Urmenschen eine gewisse Ähnlichkeit mit der der Geschlechtsorgane aufwies, daß man in der Arbeit mit den Werkzeugen gewissermaßen das Abbild des Geschlechtsvorganges sah, und daß daher ähnliche Affekte wie bei der Begattung auch bei der Arbeit auftraten, freilich in geringerer Intensität, und die Seele des Menschen in Spannung versetzten. Diese Spannung mußte sich natürlich auch in analoger Weise Luft machen wie die eigentlich sexuelle, d. h. zur Hervorbringung von Lauten führen."

Den Nachweis für die sexuelle Betonung von Arbeiten führt Sperber in eklatanter Weise zunächst bei den Arbeiten, die die Fruchtbarmachung der Erde bezwecken. Die Psychologie der Sprachbildung aus dieser Wurzel ist aus der Vergleichung der Fruchtbarkeit der Erde mit der geschlechtlichen Fruchtbarkeit der Tiere und Menschen zu erschließen. Dieser Vergleich der beiden Arten von Fruchtbarkeit ist nachweislich bei allen Völkern der Erde autochthon entstanden. In allen Sprachen finden wir eine „Mutter Erde", die mit einem Gerät, das mit dem Phallus verglichen wird, „bearbeitet, beackert, bepflügt" wird. Der „Schoß" der Erde empfängt den „Samen", „gebiert", gleichwie vice versa der Schoß der Frau „Sprößlinge" zur Welt bringt, sich „fortpflanzt". Auch aus der Bezeichnung der dem Ackerbau zunächst entstammenden Arbeiten läßt sich die sexuelle Wurzel der Wortbildung ohne weiteres erkennen. Die Benennung der Tätigkeiten, die zur Zerkleinerung des Getreides dienten, sind mit den Bezeichnungen, die „coire" bedeuten, zunächst — vielleicht in allen Sprachen — identisch. Lateinisch „molere", griechisch „myllein", englisch „mill" „grind", bedeuten zugleich „coire" und „mahlen". „Pinsere" ist verwandt mit „pisti", das „coire" bedeutet, das lateinische „pilum", „Mörserkeule", kehrt im niederdeutsch-dänischen (entlehnten) „pil" wieder, welches „Penis" bedeutet. Sperber weist ferner nach, daß alle Tätigkeiten, welche „schneiden mit stumpfen Werkzeugen" bedeuten,

Das, d. h. „koitieren", kann er gut, denkt er im Traum seinem Wunsch gemäß und fühlt eine Erleichterung. Aber es zeigt sich bald, daß er es nicht fertig bringt. Im Hintergrund steht immer der Onaniewunsch, der unter der von der Zensur gestatteten Maske zu einer Pollution führen könnte. Diese ist zu verhindern, und gegen diese setzt die Hemmung ein, die zur Angst führt.

Die gleiche Übersetzung wird der Fortsetzung des Traumes zu teil. Zusammenfassend haben wir es mit einem konfliktuosen Wunsch nach Sexualbefriedigung zu tun. Gegen den Onaniewunsch sträubt sich die männliche Würde, gegen den Koituswunsch zunächst die gewohnte onanistische Einstellung, deren Fixierung jedoch einer Ablehnung des Koitus zu verdanken ist. Für diese Ablehnung haben wir, wenn wir uns an die Beziehungen des Patienten zu seiner Mutter erinnern, längst die Ödipusphantasie verantwortlich gemacht.

---

identische Bezeichnungen mit dem Begattungsakt führten oder noch führen. So „ficken" oder „fickeln" (unbeholfen schneiden), „fuxeln", „fegeln" (davon wahrscheinlich „vögeln"), „gixen", „fummeln", „finken", „futjen", alle diese Ausdrücke, die im obszönen Sprachgebrauch überall als Koitusbenennungen bekannt sind, bedeuten in den betreffenden Dialekten und Sprachgebieten eine schneidende und sägende Tätigkeit mit stumpfen Werkzeugen und zugleich „coire".

Sperber bringt aus allen Arbeitsgebieten und Sprachbereichen ein überaus reiches Material, welches diese wenigen Beispiele nach allen Richtungen und in überzeugender Weise fortführt. Für die „Entsexualisierung" der ursprünglich sexuell betonten Tätigkeiten gibt der Autor dann folgende Begründung: „Mit der Erfindung des ersten Werkzeuges wurde ein Wort geschaffen, das zunächst so stark sexuell betont war, daß wir ihm geradezu einen Doppelsinn, „den Geschlechtsakt ausführen" und „eine bestimmte Tätigkeit verrichten", z. B. graben, zuschreiben müssen. Dieses Wort aber wurde von einer jüngeren Generation gelernt, lange bevor der Begattungstrieb in ihr erwacht war, und infolgedessen mußte die geschlechtliche Bedeutung des Wortes zurücktreten, gewissermaßen den Charakter einer uneigentlichen, übertragenen Bedeutung annehmen. Und wenn auch die sexuelle Betontheit der Arbeit gelegentlich noch leicht in den Vordergrund treten konnte, so mußte sie doch im allgemeinen um so mehr in Vergessenheit geraten, je mehr man sich an die betreffende Arbeit als an etwas Alltägliches gewöhnte. Anders aber lagen die Dinge für den Erfinder einer neuen Arbeit. Denn die Erfindung einer neuen Arbeitsmethode konnte nur unter dem Einfluß einer sexuellen Spannung zu stande kommen. (Sperbers Anschauung deckt sich hier vollkommen mit Freuds Begriff der Sublimierung des Geschlechtstriebes.) Sooft also eine neue Arbeit erfunden wurde, befand sich der sie Ausführende nicht in der ruhigen Stimmung, die eventuell zu einer Übertragung eines schon vorhandenen Wortes hätte führen können, sondern in einer Erregung, die ihn zu interjektionsartigen Arbeitsrufen veranlaßte. Und daß diese Rufe eine andere Lautgestalt erhalten mußten als die, welche andere Individuen vor vielleicht mehreren hundert oder tausend Jahren zur Bezeichnung einer älteren Arbeitsart geschaffen haben, ist wohl selbstverständlich."

Man muß die Sperbersche Arbeit in extenso lesen, es geht nicht an, sie weiter zu exzerpieren. Die hier angeführten Stellen geben uns jedoch für zwei Tatsachen, auf die unsere Aufmerksamkeit zunächst nicht gerichtet war, bedeutsame Aufklärungen. Die erste dieser Tatsachen ist, daß auch heute noch die Sprachbildung im

III.

Nachdem ich den Beschäftigungstraum kennen gelernt hatte, dachte ich mich zunächst vom Verständnis des alkoholischen Beschäftigungsdelirs vollständig abgeschnitten. Der Hauptcharakter des Beschäftigungstraumes ist die Angst des Nichtfertigwerdens, oder die Angst, die entsteht, weil der Träumer merkt, daß er nicht fertig wird. Der Alkoholdelirant aber zeigt die bummelwitzige Euphorie eines Mannes von trivialem Interesse, der in bester Laune seine gewohnte Arbeit verrichtet, wobei nur die außerordentliche Hast und der ungewöhnliche Arbeitsdrang bei einem Mann, der im Leben mehr trinkt als arbeitet, auffällt.

Es war mir klar, daß ohne den Nachweis der Angst im Beschäftigungsdelir die Analogie zum Beschäftigungstraum nicht herzustellen ist. Direkte Fragen über Angst wurden von Deliranten negativ beantwortet, ja sogar häufig mit Humor und Selbstbewußtsein abgelehnt. Ebenso konnte ich zunächst keinen sicheren Anhaltspunkt dafür gewinnen, daß

Volke, soweit sie neue Verben und Substantive schafft, beinahe ausschließlich neue Bezeichnungen für den Geschlechtsverkehr und die Geschlechtsorgane erfindet (Zumpf, Zumpel, pimpern, remmeln, titschkerln usw.). Die andere Tatsache steht in einem wichtigen Zusammenhang mit dem Thema des alkoholischen Beschäftigungsdelirs. Dieses wird von der Klinik als „trivial" bezeichnet, im Gegensatz zu sublimen und phantastischen Tätigkeiten, die bei anderen Psychosen zuweilen deliriert werden. Die Betonung des „trivialen" Charakters wurde von Prof. Wagner-Jauregg gelegentlich des Vortrages dieser Arbeit in der Wiener „Gesellschaft für Neurologie und Psychiatrie" hervorgehoben. Aus der Sperberschen Arbeit geht nun die Arbeitssymbolik als Repräsentanz der „trivialen" Beschäftigung direkt hervor. Diese Symbolik verdankt nämlich ihren Ursprung dem Umstand, daß es die „trivialen" Beschäftigungen waren, die zu allererst von den Menschen erfunden wurden und die sexuelle Betonung des die Arbeit erfindenden schöpferischen Impulses übernehmen mußten. Der Alkoholdelirant, der, mit Ausnahme einer verschwindenden Minderzahl, dem Arbeiterstande angehört, tut eben nichts anderes, als daß er seine „triviale" Beschäftigung wieder auf die libidinöse Stufe zurückversetzt, von der aus er im Unbewußten seinerzeit die Arbeit erlernt und ergriffen hat. Die Arbeit, die eine Sublimierung des Geschlechtstriebes war, wird nun ein Ausdruck für diesen Trieb. Es handelt sich einfach um eine Regression der Sublimierung. Es ist gewiß kein Zufall, daß das Volk für „koitieren" die Arbeitsbezeichnungen „schustern, flicken, bohren, rammeln, putzen, pudern, stemmen" usw. gebraucht. Wenn unser Träumer feinere Beschäftigungen als Sexualsymbole gebraucht, so kommt das eben daher, daß er seinen Geschlechtstrieb in derlei höheren Tätigkeiten untergebracht hat.

Wäre er ein Kutscher, dann hätte er wohl „kutschiert", und es hätte dasselbe bedeutet wie „blättern". Ob eine Beschäftigung im Traum eine Sexualtätigkeit vorstellt, muß freilich immer erst aus der Analyse erschlossen werden.

Zur Sperberschen Arbeit habe ich noch zu bemerken, daß ich die Ausführungen über die Entstehung der Substantiven aus der sexuell betonten Arbeit hier nicht zu berücksichtigen hatte, und daß schließlich die Arbeitssymbolik sekundär auch für die Darstellung der Onanie eintritt, was für die Traumdeutung und das Verständnis der Geistesstörungen von wesentlicher Bedeutung für den einzelnen Fall sein kann.

der Delirant das Gefühl hat, nicht fertig werden zu können, da die Befragten auf die direkte Frage stets die Auskunft gaben, sie hätten keine Sorge fertig zu werden. Bei den katamnestischen Fragen war eine Auskunft über die Affektbewegung zunächst kein einziges Mal zu erzielen. Die Patienten, die mir zufällig zur Verfügung standen, hatten für das Affektive gar kein Interesse oder hatten von der Angst eine andere Vorstellung als ich. Erst der Fall eines abortiven Alkoholdelirs bei einer jungen Frau, die mitten im Delir zur Selbstbeobachtung zu fixieren war und verständige und geordnete Auskünfte über ihren krankhaften Zustand gab, eröffnete mir den Zugang zum Verständnis des Beschäftigungsdelirs.

Aus der Krankengeschichte der Patientin ist nur zu berichten, daß sie mit ihrem Mann in Unfrieden lebte, daß sie sich wegen des ehelichen Zerwürfnisses dem Alkohol ergeben hatte und daß sie am sexuellen Leben keinen Genuß fand. „Ich bin froh, wenn mir der Mann Ruh' gibt", sagte sie typischerweise, wie auch ihre ganze Krankengeschichte ein Schema für die Lebensgeschichte der überwiegenden Zahl von Alkoholpsychotikern abgibt. Klinisch war der Fall insofern bemerkenswert, als die Kranke selbst öfters mit Erstaunen bemerkte, daß sie deliriere und sich also verhielt, wie man sich in gewissen Träumen verhält, in denen man an der Grenze des Erwachens mit Erstaunen erkennt, daß man träumt. Ihr Ausnahmszustand war also gegen das normale Bewußtsein nicht scharf abgegrenzt, das Delirium kein vollkommenes. Sie war unschwer aus dem Delirium herauszureißen und zeigte sich dann beschämt, wenn sie, zunächst noch die delirierten Vorstellungen als Wirklichkeit berichtend, sich plötzlich des Deliriums bewußt wurde. Der Ausnahmszustand lief in dieser niedrigen Kurve nach zwei Tagen ab und die Patientin gab eine vollkommen aufklärende Katamnese.

Ich fand den Kontakt mit ihr, als sie im Delirium damit beschäftigt war, Wäsche zu Hauf zu legen. Von Zeit zu Zeit wollte sie einen von den aufgeschichteten Haufen wegschieben. Dabei machte sie sichtliche Anstrengungen und geriet in Hast. Über dieses Stück des Deliriums erhielt ich von der Kranken folgende Auskunft:

Sie sah im Delirium sehr viel frischgebügelte Wäsche vor sich. Sie wußte nicht ganz genau, wie diese Wäsche hergekommen sei, aber sie hatte die Empfindung, daß sie sie selbst gebügelt habe. Nun wollte sie sie in Haufen schichten. Das ging zunächst sehr gut von statten, aber der Vorrat wurde merkwürdigerweise nicht geringer, es lag noch immer so viel Wäsche vor ihr wie zuvor, obgleich sie schon einiges zusammengeschichtet hatte. Nun bekam sie Eile. Dabei kam sie sich als sehr tüchtige Frau vor, sie hatte ein gutes Selbstgefühl von „brav sein". Mit der Zeit aber wurde sie etwas ängstlich, weil sie nicht fertig werden konnte. Insbesondere war die Angst stark, wenn sie einen Wäsche-

haufen beiseite schieben wollte. Da hatte sie das Gefühl einer unbegreiflichen Ohnmacht gegen den Widerstand der Last, die ihr eigentlich gar nicht so groß vorkam und für deren Bewältigung sie sich aus Erfahrung fähig fühlte. Diese ängstliche Ohnmacht gegen den Widerstand des Wäschehaufens bezeichnete Patientin als das Unangenehmste im Delirium. Sie wußte ferner zu berichten, daß sie eigentlich keinen einzigen dieser Wäschehaufen beiseite geschoben hatte, daß sie während des Schiebens vergaß, was sie vorhatte und sich ebenso oft wieder mit dem Zusammenschichten der Wäsche als mit dem Wegschieben der geschichteten Haufen beschäftigt sah, ohne eigentlich jemals recht bemerkt zu haben, wie sie die Beschäftigung gewechselt hatte. Und immer wieder hatte sie das Gefühl der Tüchtigkeit, wenn sie zu schichten anfing, und stets geriet sie in ein ängstliches Gefühl, wenn sie nach einiger Zeit in Hast kam, und die Angst wurde am stärksten, wenn es ihr nicht gelang, die Haufen wegzuschieben. Zu einem kompletten Angstanfall kam es nie, aus der Angst heraus gab es immer einen traumhaft unklaren Übergang zum Wechsel der Beschäftigung. Ganz die gleichen Auskünfte gab die Patientin auch über die anderen Beschäftigungen, die ihr Delirium zum Inhalt hatte.

Die Analogie des Beschäftigungsdelirs mit dem Beschäftigungstraum kann nicht auffallender sein. Später gelang es mir, einzelne Elemente des Delirs bei verschiedenen Kranken teils im Delir selbst, teils katamnestisch zu erfragen. Daß ich früher keine besseren Antworten erhalten hatte, war an der Fragestellung gelegen, die ich schließlich den Kranken anzupassen lernte. Hervorzuheben ist, daß in keinem Fall eine hochkulminierte Angst vorhanden war.

Ganz allgemein wickelt sich das Beschäftigungsdelir des Alkoholikers so ab, daß der Kranke irgend eine Beschäftigung zuversichtlich, in bester Laune und mit dem Humor der selbstbewußten, angeheiterten Hemmungslosigkeit in Angriff nimmt. Nach einer Weile geht die Arbeit nicht mehr von statten, indem die Aufgabe entweder den Charakter der Endlosigkeit annimmt („es wird immer mehr Wäsche“; ein Faßbinder sah die Reifen, die er anzuschlagen hatte, in ungeheurer Zahl anwachsen und sich vor ihm auftürmen); oder aber als Kraftaufgabe (Last) erscheint, zu deren Bewältigung der Kranke sich — oft gegen seine Erwartung — unfähig fühlt.[1]) Der Delirant wird dann hastig, er hetzt sich, um fertig

[1]) Hiezu eine Beobachtung, die ich nach Fertigstellung dieser Arbeit machen konnte. Ein Delirant war sehr unruhig, weil er sich im Wirtshaus nackt vorkam. Die Kleidungsstücke lagen in der Wirtsstube zerstreut herum, das eine auf dem Tisch, das andere auf dem Sessel u. s. f. Immer wenn er das eine Stück ergriffen hatte, fiel es ihm entweder aus der Hand oder es verschwand auf geheimnisvolle Weise oder jemand nahm es ihm weg oder es war plötzlich zu eng geworden und er brachte es so nicht auf den Leib. Oder aber er bemerkte, daß die anderen

zu werden, oder er müht sich mit großem Kraftaufwand, einen schweren Gegenstand vom Fleck zu bringen oder eine Last, die zu stürzen droht, aufzuhalten, wobei die Sensation [1]) des physischen Widerstandes sehr deutlich empfunden wird. Mit dem Ansteigen des Impotenzgefühls gegen die zu bewältigende Aufgabe stellt sich ein leichtes Angstgefühl ein, das eine Weile lang ansteigt. Ehe die Angst einen Grad erreicht, der etwa dem weckenden Angstanfall im Traum entspräche, wechselt der Delirant die Beschäftigung oder er fängt sie wieder von vorn an. Jeder Beschäftigungswechsel oder Wiederbeginn ist mit dem Gefühl der Erleichterung verbunden. Das Delirium kann auch durch dritte Personen unterbrochen werden, der Patient „läßt sich fixieren" und gibt dann die „bummelwitzigen" Antworten, deren Lustigkeit, wie ich vermute, auf das Gefühl der Erleichterung („Ersparnis des Angstaufwandes") zurückzuführen ist, welches dadurch entsteht, daß die mit der Beschäftigung sich entwickelnde Angst durch die Ablenkung, die von der dritten Person ausgeht, kupiert wird, zugleich aber die lächelnde Verstellung bedeutet, mit der die ausgestandene Angst dissimuliert werden soll. Die Katamnese eines Falles ergab mit voller Sicherheit, daß durch die Anrede des Arztes die Angst zugleich mit der delirierten Beschäftigung unterbrochen wurde. An Stelle von Beschäftigungen kommen auch endlose Fahrten vor, die ihr Ziel nicht erreichen. Die Aufgaben, die der Delirant zu bewältigen hat, haben den Charakter unaufschiebbarer Dringlichkeit.

Für die Berechtigung, das alkoholische — und vermutlich jedes Beschäftigungsdelir — als Beschäftigungstraum anzusprechen, treten noch folgende Tatsachen ein:

Meine Analysen haben ergeben, daß an Beschäftigungsträumen Personen mit Impotenzangst leiden. Der Beschäftigungstraum ist ein Impotenzangsttraum. Er ist ein volles Widerspiel der wachen Verfassung des Träumers. Die im Traum als Anlässe des Beschäftigungswechsels nachweisbaren latenten Traumgedanken entsprechen den Hemmungen, die den Träumer im Wachleben von der freien Auslösung des Sexualgenusses absperren. (Die Impotenzangst, die beim Manne die Erektion ganz oder zum Teil verhindert, die Ejakulation verzögert oder überstürzt, findet ihre volle Analogie beim Weibe, die ängstlich auf den erwarteten und erwünschten Genuß im Orgasmus hofft und unbefriedigt und enttäuscht bleibt.)

Es scheint ferner, daß der Beschäftigungstraum eine Reaktion auf aktuelle geschlechtliche Unbefriedigung ist, eine Abstinenzerscheinung. Von den Träumern, die ich beobachten konnte, kann ich ferner be-

---

Kleidungsstücke verschwanden oder weggenommen wurden, während er beschäftigt war das eine auszuziehen. (Auch hier eine triviale Beschäftigung, jedoch in Beziehung zur Exhibitionskomponente.)

[1]) Federn: „Über den Flugtraum." Jahrb. d. Ps.-A. 1915.

richten, daß sie gar nicht oder nicht in hohem Maße impotent sind, wenn sie einen genug häufigen oder geregelten Geschlechtsverkehr ausüben können. Allerdings steht ihnen die volle psychische Auslösung beinahe niemals zur Verfügung, aber der physische Orgasmus bleibt beinahe niemals aus. Diese Kranken vertragen jedoch die Abstinenz nicht, und sobald die Unbefriedigung sich einstellt, werden sie nervös, ängstlich, verdrossen, und die Impotenzangst nimmt einen breiten Raum unter ihren Symptomen ein. Die Analyse der psychischen Details beim Koitus dieser Personen ergibt regelmäßig, daß ihnen der Koitus in hohem Maße ein Onaniesurrogat ist, und zwar das einzige richtige, während die Onanie selbst schlecht vertragen und nur sporadisch, unter Überwindung stärkster Widerstände, geübt wird. Diese Kranken sind während des Koitus mit der eigenen Person und nicht mit dem Liebesobjekt beschäftigt, und von diesem haben sie nur die Illusion der Befriedigung am Objekt, weil ihnen das Schuldgefühl den autoerotischen Akt verbietet. Es ist einfach eine Selbstbefriedigung am Liebesobjekt. Die tiefere Analyse ergibt eine starke homosexuell-narzißtische Fixierung der Libido, was auch für den Träumer des analysierten Beschäftigungstraumes nachzutragen ist. Man findet bei diesen Personen auch mehr oder minder ausgeprägte paranoische Züge.

Alle diese für den Typus der Beschäftigungsträumer so bezeichnenden Züge finden sich in der Vorgeschichte der Alkoholdeliranten und der Alkoholiker überhaupt. Ausnahsmlos sind es entweder Leute, deren Sexualleben in sporadischen sinnlichen Entladungen bei flüchtigen Bekanntschaften — meist Prostituierten — besteht, oder es sind legitime oder illegitime Eheleute, die in Hader und Zerwürfnis miteinander leben. Der psychische Wert ihrer Sexualgenüsse ist äußerst gering, roheste Sinnlichkeit und erotische und moralische Respektlosigkeit vor dem anderen Geschlecht gibt ihren Sexualverhältnissen ein entscheidendes Gepräge. Der Koitus ist bei vielen Alkoholikern überhaupt selten, meist wird er in alkoholisiertem Zustand geübt. Die Frauen sind oft frigid, „froh, wenn sie Ruh' haben", die Männer in dieser oder jener Form impotent. Volle physische Impotenz kommt, außer in der Trunkenheit, selten vor.

Läßt schon alles dies darauf schließen, daß der Alkoholiker ein gestörtes Verhältnis zum anderen Geschlecht hat, so wird diese Störung noch ganz besonders deutlich, wenn man die Anlässe beobachtet, die bei Leuten von sonst ordentlichem Verhalten so oft zum Alkoholmißbrauch führen. Die Enttäuschung am Weibe, der Verlust der Geliebten, Impotenzangst infolge von Geschlechtskrankheit geben beim Manne, der Verlust der ehelichen Zuneigung und des Respektes vor dem Manne beim Weibe die Vorgeschichte des Alkoholismusses ab. In die gleiche Kategorie gehört die Trunksucht in der Zeit der physiologischen Impotenz mit

zunehmendem Alter. Der Alkoholiker hat also entweder von vornherein ein gestörtes Verhältnis zum anderen Geschlecht oder die Störung tritt infolge eines Erlebnisses ein. Die Trunksucht hat dann eine doppelte Aufgabe zu erfüllen: erstens die Betäubung zu liefern, die die peinliche Wirklichkeit vergessen macht, und zweitens einen Genußersatz zu verschaffen. Nun werden nicht alle Leute, die ein übles Liebeserlebnis gehabt haben, Alkoholiker. Die Disposition für diese Sucht liegt möglicherweise zunächst in einer starken oralen Libido.[1]) (Der Anlage gleich zu achten ist selbstverständlich die Verführung zum Trunk.) Der zweite Anteil an der Disposition zum Alkoholismus ist aus dem sozialen Verhalten der Alkoholiker zu entnehmen. Der Alkoholismus wird vorwiegend in gleichgeschlechtlicher Gesellschaft betrieben. Der Stammtisch des Mannes ist von Männern besetzt, das Weib trinkt in Gesellschaft der Nachbarin oder Freundin, oft sind Mutter und Tochter gemeinsam dem Trunk ergeben. Der „einsame Trinker" ist eine vorübergehende Erscheinung.[2]) Es läßt sich beobachten, daß die Leute nur so lange einsam trinken, als sie in narzißtischer Wollust das Leid, das sie am anderen Geschlecht erlitten haben, genießen wollen. Dieses narzißtisch-homosexuelle Vergnügen wird bald vom Genuß der Objekthomosexualität abgelöst. Der Stammtisch ersetzt das Weib, von dem man nichts wissen will oder kann. Narzißmus und Homosexualität ist die Disposition für den Alkoholmißbrauch.

Mit dieser Feststellung ist auch eine Erklärung für die Tatsache gefunden, daß die beiden großen Alkoholpsychosen, die Halluzinose und das Delirium tremens in Paranoia auslaufen können. Die Disposition für Alkoholismus und Paranoia ist eben die gleiche, und der Alkoholiker holt sich seine Paranoia nur auf dem Umweg des Giftes, das seine Homosexualität und seinen Narzißmus verstärkt, indem es auf dem Wege der Impotenzangst die Abwendung vom anderen Geschlecht fördert, den Zusammenschluß der Gleichgeschlechtlichen begünstigt, den Genuß der eigenen Affektregungen abnorm pflegt und so die Hemmungen in Gefahr bringt oder wesentlich herabsetzt, die gegen die verdrängte homosexuell-narzißtische Einstellung aufgerichtet wurden. Die aus der Verdrängung zurückkehrenden Triebe dieser Konstellation finden dann ihre Bindung und Aufarbeitung durch den paranoischen Mechanismus.[3])

Durch die Fälle, wo Mann und Weib zusammen trinken, meistens Eheleute oder Liebespaare, darf man sich nicht täuschen lassen. Diese Leute sind nur so lange gut miteinander, als sie miteinander trinken.

---

[1]) Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

[2]) Lenau: „Der einsame Trinker": „Ach wer möchte einsam trinken, ohne an die Brust zu sinken einem Freund in Wonnedrang."

[3]) Freud: „Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia." (Kleinere Schriften zur Neurosenlehre, III.)

Der Alkohol befreit ja alle Triebe, also auch die heterosexuellen, und mit diesem Vorrat von befreiter Heterosexualität läßt sich ein vorübergehender Kontakt mit der Person des anderen Geschlechtes immerhin herstellen. Aber dieser Vorrat ist gering, diese Liebe von kurzer Dauer, und das gewöhnliche Ende dieser Trinkereien ist eine Schlägerei.

Es handelt sich natürlich um eine Homosexualität, die verurteilt ist, unbewußt zu bleiben. Der Stammtisch stellt ihre Sublimierung, die Paranoia ihre pathologisch-symptomatische Aufarbeitung dar. Sie reicht eben hin, um das Verhältnis zum anderen Geschlecht zu stören oder um einen locus minoris resistentiae für Störungen abzugeben, worauf dann das Individuum mit einer Ersatzbildung reagiert, die in irgend einer Weise geeignet ist, den unbefriedigten unbewußten Wunsch zu sättigen.

Eine besondere Beobachtung führt uns noch ein Stück weiter in das Problem. Es war mir längst aufgefallen, daß Alkoholpsychotiker niemals masturbieren, und zwar weder in der Halluzinose noch im Delirium tremens, während die Masturbation bei allen anderen Psychosen so häufig oder wenigstens gelegentlich zu beobachten ist. Der alkoholische Psychotiker regrediert nicht bis zur Autoerotik, seine Libido, soweit sie aktivierbar ist, bleibt eine Objektlibido.

Für das Verständnis des Beschäftigungsdelirs ergibt sich von hier aus ein besonderer Zugang. Der Rückweg zur groben Homosexualität ist dem Alkoholiker abgesperrt, er arbeitet die Homosexualität in der oben beschriebenen Weise auf. Die Autoerotik wird nicht geübt. Das Beschäftigungsdelir kann nichts anderes sein als ein Koituswunschdelir. Und wie im Traum, so stellt der Alkoholdelirant im Beschäftigungsdelir einen Wunsch als erfüllt dar, zu dessen Befriedigung er schon im normalen Wachzustand nicht vollkommen aufkommen kann, im Zustand der Toxikose aber ganz unfähig ist. Er hat ja zum Alkohol gegriffen, weil ihn das andere Geschlecht unbefriedigt gelassen hat. Sein sehnlichster Wunsch wäre gewesen, eine befriedigende Liebe am anderen Geschlecht zu erleben. Nun trinkt er, und der Alkohol befreit seine Libido. Aber er macht ihn zugleich impotent. Und so muß der Delirant, wenn sein Urteil zerstört und die Begierde entfesselt ist, wie ein Träumender, den der Schlaf an der realen Befriedigung seiner Gelüste hindert, seinen ewig unbefriedigten Wunsch nach der Sättigung am anderen Geschlecht als erfüllt darstellen. Nun ist er tüchtig, „das kann er gut", wie der Träumer, dessen Beschäftigungstraum wir analysiert haben. „Arbeiten" heißt eben im Delirium wie im Traum „koitieren". Aber die „Arbeit" geht nicht von statten, es soll und kann in dieser delirierten Situation nicht zu einem realen Koitus kommen, auf der Höhe der Libidospannung tritt die Angst ein als Zeichen der Hemmung gegen den geträumten Wunsch. Das alkoholische Beschäfti-

gungsdelir ist als Koituswunschdelir aufzufassen, ganz analog wie der Beschäftigungstraum, und es erscheint als Impotenzangstdelir, entsprechend der sexuellen Verfassung des Deliranten, der für seine gesteigerte Libido nur eine ganz unzulängliche, von inneren und äußeren Widerständen gehemmte Leistungsfähigkeit zur Verfügung hat.[1])

[1]) Ich habe noch zu erwähnen, daß es mir in allerletzter Zeit gelungen ist, die Angst auch bei den Tierhalluzinationen des Delirium tremens nachzuweisen. Das ganze krabbelnde, laufende, sich anhäufende Getier erweckt beim Deliranten Angst (Ungeziefer, Mäuse, Ratten, Schlangen, Frösche, Kröten, Eidechsen, Katzen, Hunde, seltener große Tiere wie Pferde und Elefanten). Auch die „kleinen Männchen", die oft statt der Tiere halluziniert werden, gehören in dieselbe Kategorie. Die Deutung dieser Tierhalluzinationen ist keinesfalls gesichert.

Mitteilungen.

1.

Die wissenschaftliche Bedeutung von Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“).[1])

Von Dr. S. Ferenczi.

Die „Drei Abhandlungen“ zeigen uns Freud, den Analytiker, zum erstenmal in synthetischer Arbeit. Das unermeßlich reiche Erfahrungsmaterial, das sich aus der zergliedernden Prüfung so vieler tausender Seelen ergab, versucht der Verfasser hier zum erstenmal derart zusammenzufassen, zu klassifizieren, in Beziehungen zu bringen, daß sich daraus die Klärung eines großen Gebietes der Seelenlehre, der Psychologie des Sexuallebens, ergebe. Daß er zum Gegenstand seiner ersten Synthese gerade die Sexualität wählte, folgte aus der Natur des ihm zu Gebote stehenden Beobachtungsstoffes. Er analysierte Kranke mit Psychoneurosen und Psychosen und entdeckte als Grundursache dieser Leiden immer irgend eine Störung des Sexuallebens. An die Psychoanalyse anknüpfende weitere Untersuchungen überzeugten ihn aber, daß die Sexualität auch in der Seelentätigkeit des normalen und gesunden Menschen eine weit größere und mannigfachere Rolle spielt, als man es bisher — solange man nur die manifesten Äußerungen der Erotik würdigen konnte und das Unbewußte nicht kannte — für möglich hielt. Es stellte sich also heraus, daß die Sexualität — trotz ihrer großen Literatur — ein im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit sehr vernachlässigtes Kapitel des Wissens vom Menschen ist, die es also jedenfalls verdient, einer von neuen Gesichtspunkten ausgehenden Untersuchung unterworfen zu werden.

Es ist wohl weniger Bescheidenheit, als die Ungenügsamkeit des immer vorwärts strebenden Gelehrten, wenn Freud in seinen letzten Konklusionen auf die Unvollkommenheiten dieses Versuches hinweist. Der Schüler aber, der sozusagen ohne Kampf und Mühe in den geistigen Besitz der in diesen Abhandlungen niedergelegten neuen Erkenntnisse und Perspektiven gelangt, sieht nicht die Unvollkommenheiten, sondern die Vorzüge des Werkes und rät auch dem Autor, einem französischen Spruche zu folgen und sich zu sagen: En me jugeant, je me déplais; en me comparant je suis fière. Wer die Reichhaltigkeit des Materials dieser Abhandlungen, die überraschende Neuheit ihrer Gesichtspunkte mit der Art vergleicht, in der die Sexualität in anderen Werken abgehandelt wird, der wird wohl nicht mit Unzufriedenheit, sondern mit dem Gefühle bewundernder Achtung auf die Lektüre dieser Arbeiten reagieren. Er wird dankbar anerkennen, daß die Libidotheorie, deren Probleme vor Freud

[1]) Diese Zeilen schickt Dr. Ferenczi seiner ungarischen Übersetzung der dritten kürzlich erschienenen Auflage des Freudschen Werkes voran.

nicht einmal aufgeworfen wurden, durch die Tätigkeit eines einzelnen fest begründet, zum Teil ausgebaut, wenn auch noch nicht ganz vollendet wurde.

Dieser Erfolg, wie auch die Erfolge der Freudschen psychiatrischen Forschung, sind nicht um den Scharfblick des Autors, sondern auch der konsequenten Anwendung einer Untersuchungsmethode und dem Festhalten an gewissen wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu verdanken. Die psychoanalytische Untersuchungsmethode, die in jedem Sinne des Wortes freie Assoziation, brachte eine bisher ganz unbekannte und unbewußte tiefere Schichte des Seelenlebens zum Vorschein. Und die bisher nicht gekannte Strenge und Ausnahmslosigkeit, mit der die Psychoanalyse den Grundsatz des psychischen Determinismus und den Entwicklungsgedanken anwendet, ermöglichte die fruchtbare wissenschaftliche Verwertung dieses neuen Materials.

Der Fortschritt, dem wir diese Arbeitsweise verdanken, ist überraschend groß. Die Psychiatrie vor Freud war ein Raritätenkabinett sonderbarer und sinnloser Krankheitsbilder, die Wissenschaft der Sexualität bestand in der deskriptiven Gruppierung abstoßender Abnormitäten. Die Psychoanalyse, stets treu dem Determinismus und der Entwicklungsidee, scheute vor der Aufgabe nicht zurück, auch diese die Logik, Ethik und Ästhetik verletzenden und darum vernachlässigten psychischen Inhalte zu zergliedern und verständlich zu machen. Ihre Selbstüberwindung wurde reichlich belohnt: in dem von den Geisteskranken produzierten Unsinn erkannte sie die onto- und phylogenetischen Urkräfte der menschlichen Psyche, den nährenden Humus aller Kultur- und Sublimierungsbestrebungen, und es gelang ihr — besonders in diesen „Drei Abhandlungen“ — nachzuweisen, daß von den sexuellen Perversionen der einzige Weg zum Verständnis des normalen Sexuallebens führt.

Ich hoffe, daß es einstmal nicht als Übertreibung klingen wird, was ich von der Bedeutsamkeit dieser „Abhandlungen“ noch sagen muß. Ich stehe nicht an, ihr eine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung beizulegen. „Mein Ziel war, zu erkunden, wieviel zur Biologie des menschlichen Sexuallebens mit den Mitteln der psychoanalytischen Erforschung zu erraten ist“, erklärt der Verfasser im Vorwort zu seinen Abhandlungen. Dieser bescheiden klingende Versuch bedeutet, genau betrachtet, den Umsturz alles Hergebrachten; noch nie hat man bisher an die Möglichkeit gedacht, daß eine psychologische, und zwar eine „introspektive“ Methode ein biologisches Problem erklären helfen könnte.

Man muß weit zurückgreifen, will man dieses Bestreben seiner Bedeutung entsprechend würdigen. Wir müssen erinnern, daß die Wissenschaft in ihrer Urzeit anthropozentrisch, animistisch war; der Mensch nahm seine eigenen seelischen Funktionen zum Maß des ganzen Weltgeschehens. Es war ein großer Fortschritt, als diese Weltanschauung, der in der Astronomie das geozentrische, ptolomäische System entsprach, von der „naturwissenschaftlichen“, man könnte sagen: kopernikanischen Auffassung abgelöst wurde, die dem Menschen die maßgebende Bedeutsamkeit nahm und ihm die bescheidene Stellung eines Mechanismus unter unendlich vielen anderen zuwies. Diese Ansicht schloß stillschweigend auch die Annahme in sich, daß nicht nur die leiblichen, sondern auch die seelischen Funktionen des Menschen Leistungen von Mechanismen sind. Stillschweigend — sage ich — weil sich die Naturwissenschaft bis auf den heutigen Tag mit dieser ganz allgemeinen Annahme begnügte, ohne uns den geringsten Einblick in die Natur der psychischen Mechanismen zu gewähren; ja, sie leugnete dieses Nichtwissen vor sich selbst

ab, indem sie diese Lücke in der Erkenntnis mit phrasenhaften physiologischen und physikalischen Scheinerklärungen zudeckte.

Von der Psychoanalyse kam der erste Lichtstrahl, der die Mechanismen des Seelenlebens beleuchtete. Mit Hilfe ihrer Kenntnis konnte sich die Psychologie auch solcher Schichten des Seelenlebens bemächtigen, die der unmittelbaren Erfahrung entrückt sind; sie getraute sich, den Gesetzen der unbewußten Seelentätigkeit nachzuforschen. Der nächste Schritt wurde gerade in diesen Abhandlungen getan: ein Stück Triebleben wird mit der Hypostasierung gewisser in der Psyche tätigen Mechanismen unserem Verständnis näher gebracht. Wer weiß, ob wir nicht auch den letzten Schritt erleben werden: die Verwertung der Kenntnisse von den psychischen Mechanismen im organischen und anorganischen Geschehen überhaupt.

Indem Freud mittels der psychoanalytischen Erfahrung Probleme der Biologie, zunächst der Sexualtätigkeit zu erraten versucht, kehrt er gewissermaßen zur Methode der alten, animistischen Wissenschaft zurück. Es ist aber dafür gesorgt, daß der Psychoanalytiker nicht auch in die Fehler jenes naiven Animismus verfällt. Der naive Animismus übertrug nämlich „en bloc", ohne Analyse das menschliche Seelenleben auf die Objekte in der Natur; die Psychoanalyse zergliederte aber die menschliche Seelentätigkeit, verfolgte sie bis zu der Grenze, wo Psychisches und Physisches sich berühren: bis zu den Trieben, befreite so die Psychologie vom Anthropozentrismus und erst dann getraute sie sich den so gereinigten Animismus biologisch zu verwerten. Diesen Versuch zum erstenmal gemacht zu haben ist die wissenschaftsgeschichtliche Tat Freuds in diesen Abhandlungen.

Ich muß darauf zurückkommen, daß nicht leere Spekulation, sondern die fleißige Beobachtung und Untersuchung bisher ganz vernachlässigter psychischer Sonderbarkeiten und geschlechtlicher Verirrungen zu diesen großen Perspektiven geführt hat. Der Verfasser selbst begnügt sich in kurzen Notizen, flüchtigen Bemerkungen auf sie hinzuweisen und beeilt sich, zu den Tatsachen, den Einzelfällen, zurückzukehren, um die Fühlung mit der Realität ja nicht zu verlieren und für die Theorie eine sichere, breite Grundlage zu bauen.

Der Schüler aber, dem diese Erkenntnisse den Beruf verschönen, konnte es sich nicht versagen, sich einmal in die Betrachtung dieser Perspektiven zu versenken und auch andere darauf aufmerksam zu machen, die sonst vielleicht achtlos bei dem Markstein vorbeigegangen wären, den die „Drei Abhandlungen" Freuds für die Wissenschaft bedeuten.

2.

„Nonum prematur in annum."

Von Dr. S. **Ferenczi** (Budapest).

Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich viele Künstler und Schriftsteller ungern von ihren Erzeugnissen trennen; andere (wie z. B. Leonardo) behandeln sie schlecht und verlieren bald jedes Interesse für sie. Eine besondere Gruppe bilden jene Künstler und Schriftsteller, die sich monatelang mit einer — im Geiste bis aufs kleinste Detail ausgearbeiteten — Idee herumtragen, ohne sich zu ihrer Verwirklichung entschließen zu können. Ich weiß es von Prof. Freud und kann es auch meinerseits bestätigen, daß Zwangsneurotiker eine besondere Neigung zu solcher Verschleppung ganz fertiger Arbeitspläne haben.

Ich hatte Gelegenheit, einen jungen Schriftsteller, dem dieses Zögern nebst anderen neurotischen Zeichen in hohem Grade eignete, psychoanalytisch zu untersuchen und stellte fest, daß dieses sein Verhalten als ein entfernter Abkömmling seines übernormalen Narzißmus zu deuten war. Bei diesem Patienten äußerte sich das Zögern bei der Ausarbeitung und Drucklegung seiner Ideen auf folgende spezielle Weise: Solange ihm sein Thema sehr „am Herzen lag", hütete er es wie ein Geheimnis; erzählte er etwas davon, so betrübte ihn die Idee, daß sie ihm entwendet werden könnte. Am liebsten beschäftigte er sich damit auf einsamen Spaziergängen oder in seinem Arbeitszimmer. Aber auch hier „bearbeitete" er seine Idee lange Zeit hindurch nicht, höchstens notierte er in einigen Worten (die er später oft selbst nicht verstand) die neuen Einfälle. Wenn er hie und da doch etwas publizierte, so geschah das unter folgenden Umständen: Er muß eine neue Idee bekommen haben, die er höher schätzte als das bisher Gehegte; ja, er mußte diese neue Idee für so bedeutsam halten, daß er — von seinem künstlerischen Gewissen gedrängt — sich endlich hinsetzte, diese auszuarbeiten. Statt dessen verfiel er aber dabei stets auf die Idee, die alte, nunmehr überholte Idee zu realisieren, die dann auch fast anstandslos ausgearbeitet wurde, während er die neue Idee weiter für sich behielt. Wir mußten sein Verhalten mit seinem Narzißmus in Zusammenhang bringen. Dem Patienten war alles, was er produzierte, so heilig wie ein Stück seines eigenen Ich; erst wenn die Idee für ihn relativ wertlos wurde, konnte er sich entschließen, sie in Worten „auszudrücken", d. h. sich von ihnen trennen; dies trat aber nur ein, wenn sein Narzißmus von anderen, neuen, wertvolleren Ideen „schwanger" war. Doch selbst bei der Bearbeitung der älteren Idee mußte er die Arbeit zeitweise unterbrechen, wenn ihm nämlich während der Arbeit die Bedeutsamkeit und der Wert des alten Stoffes wieder gegenwärtig wurde.

Die Analyse zeigte dann, daß seine Ideen wirklich die „Kinder seines Geistes" waren, die er aber nicht hergeben, sondern in seinem Innern beherbergen wollte. Diesen geistigen Kindern entsprachen in seinem Ubw. leibliche, die er in echt weiblicher Art empfangen wollte. Das Vorgehen des Patienten erinnerte mich an das Verhalten der Mütter, die immer ihr jüngstes Kind am liebsten haben. Bekanntlich bedeutet ja nicht das Abschneiden der Nabelschnur, sondern die langsame Zurückziehung der Libido die wirkliche Loslösung des Kindes von der Mutter. Diesem passiven Zuge seines Wesens entsprechend war auch die Analerotik des Patienten sehr stark; die Spiele, die er als Kind mit dem Kote trieb, erinnerten an die Art, in der er seine geistigen Erzeugnisse behandelte. Auch den Kot gab er nur her, nachdem er ihn sehr lange zurückhielt und er ihm wertlos geworden ist.

Da wir von Freud wissen, daß die Zwangsneurotiker von stark analerotischer Sexualkonstitution sind, dürfen wir ihre Neigung zum Zögern nach der Analogie mit dem hier mitgeteilten Falle auffassen.

Auch die Vorschrift der Ars poetica: „nonum prematur in annum", könnte einer ähnlichen psychischen Einstellung ihres Verfassers ihre Entstehung verdanken. Hiefür spricht nicht nur die verdächtige Zahl „9", sondern auch der Doppelsinn des Zeitwortes „premere".

Jedenfalls beweisen Beobachtungen dieser Art, wie unrichtig es ist, nach Art der Züricher als letzte und weiter nicht zerlegbare Ursache der Neurose die Faulheit hinzustellen, der nur mehr durch „Hinweis auf die Lebensaufgabe" abgeholfen werden könnte. Die abnorme Faulheit — wie die meines Patienten — hat immer unbewußte Motive, die psychoanalytisch aufzudecken sind.

3.

Ein gedichteter Traum.[1])

Gedeutet von Dr. **Otto Rank.**

Ein geistreicher Versuch, die logische Unlogik, den sinnreichen Unsinn, die bedeutungsvolle Nichtigkeit unseres nächtlichen Traumlebens in voller Natürlichkeit auf die Bühne zu bringen, wird den Psychoanalytikern, deren wissenschaftliches Fundament auf Freuds „Traumdeutung" ruht, in jedem Fall interessant sein, auch wenn der Autor nicht als Schweizer der Kenntnis psychoanalytischer Lehren verdächtig wäre. Doch verdankt er der liebe- und verständnisvollen Beobachtung seines eigenen Traumlebens gewiß ebenso viel als seinem theoretischen Interesse, das ihn allein wohl kaum zu einer so gelungenen Nachschöpfung der Traumtechnik befähigt hätte. Wie dem auch sei, dürfen wir uns jedenfalls der Übereinstimmung mit den wissenschaftlichen Ergebnissen unserer Traumdeutung freuen, die naturgetreue dichterische Leistung selbst aber wie einen echten Traum ansehen und zu verstehen suchen.

Als ein feiner Zug verdient schon der aktuelle Traumanlaß hervorgehoben zu werden, der den Dichter — ein solcher ist der Träumer — in einem durch materielle Momente verschärften erotischen Konflikt zeigt: Der arme Poet steht unmittelbar vor der Verlobung mit einem reichen Mädchen, dem er wohl nicht abgeneigt ist, dem aber seine tiefe und innige Neigung zu Else, der Nichte seiner Hauswirtin, widerstrebt. Mit diesem, wenn auch nicht voll bewußten Konflikt beschäftigt, schläft er ein und sein auf der Szene sich abspielender Traum ist, ganz im Sinne Freuds, kein sinnloses Konglomerat rezenter Eindrücke, sondern eine direkte Fortsetzung der für sein Lebensschicksal höchst wichtigen aktuellen Gedanken. Sehr hübsch ist auch die Kompromißleistung ausgedrückt, mit welcher die Wunscherfüllungstendenz den Konflikt zu beseitigen weiß. Er sieht sich im Traum mit dem reichen Minchen verheiratet und alle Vorteile des sorgenfreien Lebens genießend, während sich die Gattin wiederholt in die geliebte Else verwandelt, die ihm auch in der Gestalt des Stubenmädchens entgegentritt: so hat er das Geld Minchens und die Liebe Elses. Bis hierher wäre das dichterisch dargestellte Traumbild eine (erotische) Wunscherfüllung im Sinne Freuds. Es ist aber nur psychologisch folgerichtig, daß beim hemmungslosen Fortschreiten in dieser Richtung schließlich die Verdrängungstendenz in ihre Rechte treten muß; und so schlägt der erotische Traum, nachdem er die Wunscherfüllung durch die mit dem Gefühl der Befreiung erfolgende Erdolchung der Gattin auf die Spitze getrieben hat, in einen Angsttraum um. Der Träumer sieht sich von der unerträglich philiströsen Familie Minchens vor dem Tribunal angeklagt und als Mörder zum Tode verurteilt, durch welche Vorgänge er sich jedoch immer noch nicht in seiner Gemütsruhe und Arbeit stören läßt. Erst im letzten Traumbild, unmittelbar vor dem Erwachen, setzt der Angsteffekt ein, der sich mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung des Träumers zum Alpdruck steigert, aber schließlich durch das Wecksignal von Else unterbrochen wird, die auch im Traume dreimal als Retterin auftritt (vor der Familie, vor dem Gericht, vor dem Henker).

---

[1]) Paul Apel: „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt". Ein heiteres Traumspiel in fünf Szenen. (Berlin 1912.)

Mußte schon die durch das überaufdringlich karikierte „Philistermilieu" der Braut motivierte Abneigung gegen die Heirat als eine der Sexualablehnung vorgeschobene Rationalisierung erscheinen, so wird dieser Eindruck durch den angstvollen Traumabschluß verstärkt, der psychologisch nur aus einer mächtigen Sexualverdrängung verständlich wird. Während die Neigung zu Else durchweg als reine „geschwisterliche" Liebe festgehalten ist, zeigt der Held Minchen gegenüber deutlich erotische Interessen, was sich bereits im Vorspiel zum Traum äußert. „Hans (allein): — — Lieb und gut ist sie, furchtbar gut, viel zu gut, — — — und hübsch ist der Racker, hübsch — — man hätte an ihr ein süßes Frauchen — — — Hm, hm: ein unendliches Problem." Aber gerade an dieser Phantasie der ehelichen Gemeinschaft haftet der Widerstand, der sich in die Abneigung vor dem Milieu kleidet: „Sie hat etwas an sich, das mich unglaublich reizt — aber wenn ich sie mir als meine „Frau" vorstelle — ich weiß doch nicht — etwas sträubt sich dagegen. — Und dann vor allem: ‚Kennst du meinen lieben Schwager Gustav? Kennst du die andern teuern Verwandten? Kennst du Minchens Vater?" [1]) Noch deutlicher offenbart sich der Widerstand gegen eheliche Intimitäten in den freimütigeren Traumgedanken. Den ihm in Wirklichkeit bevorstehenden Verlobungsbesuch in Minchens Familie antizipierend, ja überholend, träumt sich der Dichter in die Situation des Familienfestes nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise. Um mit Minchen nicht länger allein bleiben zu müssen, beschließt er während ihrer Umarmung, die Familie hereinzurufen: „Sie sind schon so lange nebenan . . . sie denken sonst womöglich, — — wir wollen recht lange allein sein . . ." Minchen: „. . . Deshalb sind sie doch auch sicher nur hinausgegangen, damit wir uns einmal küssen können." Hans: „Das ist ja eben das Entsetzliche!" Hier zeigt sich deutlich, wie die aufdringlichen Taktlosigkeiten der Verwandten das tiefer wurzelnde Ablehnungsmotiv der Sexualhemmung überdecken. Eine ganz spezifische Bedeutung erhält diese Sexualablehnung aber weiterhin durch die der Reihe nach von fast allen Familienmitgliedern (Schwiegermutter, Schwiegervater, Onkel Fritz, Gustav, Tante Pauline) gestellte und von Hans mit steigender Wut abgefertigte Frage nach baldigem Kindersegen:

Gustav: „Na, Herr Sonnenstößer, nun haben wir Sie doch lange genug allein gelassen!" (Lacht schallend. Ebenso Emilie und Tante Pauline.)

Hans (lächelt gezwungen).

Emilie (geheimnisvoll; lächelnd, zwinkernd): „Endlich komm' ich dazu: Sagen Sie mal, — sind denn — sind denn bei euch schon „Aussichten" —? Ich meine — so auf was liebes Kleines . . ."

Hans (steinern, zögernd, peinlich berührt): „N . . . nein! Ich glaube nicht!"

Der alte Schmidt (nimmt Hans beiseite): „Ach, — lieber Schwiegersohn, — auf ein Wort. — Also — also sagen Sie mal — ich meine — wie ist es denn? Hm? (Mit kleinen, zum erstenmal leuchtend lächelnden Äuglein.) Habt ihr eigentlich — eigentlich schon Platz gemacht für eine Wiege?"

Hans (brüllt ihn an): „Nein!!" (Wendet sich ab.)

Onkel Fritz: „. . . Herr Sonnenstößer, was macht die Liebe!?"

Hans (durch die Zähne): „Kinder . . . Kinder! . . . seht euch vor! Ich werde wild!"

Hans (trommelt nervös auf den Stuhl).

---

[1]) Diese Verschiebung der Abneigung gegen die Frau auf deren Familie ist ein typischer Zug.

Gustav: „Und daß recht bald der Storch ins Haus fliegt!“ (Allgemeines Grinsen.)

Tante Pauline (ist nahe zu ihm getreten; leise ihm ins Ohr): „Wie ist es denn, Herr Sonnenstößer? Wird denn der Storch bald zum Frauchen kommen, hihi?“ —

Hans (heftig): „Weiß ich nicht! Interessiert mich nicht!“

Hinter dieser karikiert aufdringlichen Teilnahme des Philisteriums und der heftigen Reaktion des Träumers scheint sich außer der Sexualablehnung gegen den realen Liebesverkehr auch etwas wie die Empfindung einer Blamage wegen Kinderlosigkeit zu verbergen. Es scheint, als fühle sich der Träumer zum Sexualgenuß unfähig, eine Empfindung, die an vielen Stellen unter dem manifesten Text durchschimmert. So erscheint in der ersten Traumszene die für diesen Komplex bedeutsame Person Alberts und sagt: „Was glaubst du, wie lange das noch so gehen kann, bis sie genau Bescheid weiß? Traust du dir die Kraft zu, ein Leben lang zu heucheln? Und wenn sie erst weiß, dann —.“ Hans (aufspringend): „Herr des Himmels, du hast auch recht! Nein, nein, es geht nicht! Es geht nicht!“ Albert (stets leise und sachlich, nicht etwa dämonisch einflüsternd): „Du mußt sie töten!“ Hans (ruhig und sachlich): „Das wäre wohl das beste. — Und auch das einfachste.“ — Scheint schon diese sonderbar affektlose Tötung, wie so oft in Träumen, den abgelehnten Sexualakt zu ersetzen, so erweist am Schluß des Traumes die Todesangst des Delinquenten, der „zu lebenslänglicher Ehe begnadigt“ wird, ihre Herkunft aus libidinösen Quellen; es erscheint ihm nämlich: Else: „Wen ich berühre, der muß sterben . . .“ Hans (in Liebe, zitternd): „Ich bin bereit, Else . . .“ (Er läßt sich auf die Knie nieder.) Else (legt ihren Arm um seinen Nacken): „Wen ich küsse, der stirbt.“ — Hans (leise): „Küsse mich!“ Else (beugt sich über den Knienden und küßt ihn). Hans: „So stirbt es sich weich...“ Der Staatsanwalt (stark): „Die Frist ist vorüber!“

Aber auch die Hinrichtungsszene selbst entbehrt nicht der Hinweise auf eine verborgene symbolische Bedeutung. Ist uns die im letzten Moment verhinderte Köpfung aus dem unbewußten Vorstellungsleben des einzelnen und der Völker als Transkription der infantilen Kastrationsdrohung bekannt, so verrät das Mordinstrument des Traumes deutlich diesen Sinn des Bildes. Es erscheint nämlich als Scharfrichter der für den Sexualkomplex repräsentative Albert mit seinem sonderbaren, schon im Vorspiel auffälligen Schirm, der einen „schwertartigen Kreuzgriff“ trägt. „Doch ist der Schirm jetzt ins Riesenhafte gewachsen.“ (S. 95.) Dieses uns gut bekannte Symbol vertritt mit der der Traumsprache eigentümlichen Doppelzüngigkeit sowohl das strafende wie das zu strafende Organ. Dürfen wir die Dichtung, wenigstens ihrem unbewußten Aufbau nach, wie einen wirklichen Traum betrachten und deuten, so werden wir auch dieses Zusammentreffen der bereits aufgedeckten Sexualablehnung mit der Kastrationsfurcht im Traum nicht für zufällig halten, vielmehr auf Grund unserer Psychoanalysen die Verbindung leicht herstellen können. Die Kastrationsdrohung stellt in der Regel eine Bestrafung für infantile Sexualvergehen vor, die in ihrer von Schuldgefühl begleiteten Nachwirkung zur Sexualablehnung und zur Vorstellung der Sexualunfähigkeit führen. Diese Vorstellung beherrscht nicht nur, wie bereits ausgeführt, den ganzen Traum, sondern zeigt sich am Schluß desselben erst in ihrer vollen Bedeutung in der Verknüpfung mit dem Angstaffekt.

Hans (in höchster Verzweiflung . . .): „Aber — ich darf ja nicht mehr schaffen — — (ermattend) aber ich bin ja . . . kaput, — ich —

bin ja — fertig . . . (in Tränen) ich bin ja . . . fertig . . .“ (Er sinkt in den Lehnstuhl.)

Albert (stark und lang aushallend, unsichtbar): „Du bist erledigt!“

Hans (aufschreiend): „Albert! Else!“

Onkel Fritz (scharf und hämisch): „Er ist kaput, hähä! Er ist fertig!“

Das Publikum (hinter dem Vorhang, als lauter Chor, im wilden Triumphgeschrei): „Er ist kaput! Er ist fertig!“

Die Familie (in wildem Toben): „Er ist kaput!“

Tante Pauline (in wildem Triumph): „Er ist kaput! Er ist kaput! Er ist fertig!“

Hans (ächzt in Todesangst): „Hilfe! — Hilfe!! — Philosoph!!!“

Der Papagei: „Du bist erledigt! Hihi! Ich geh' zu Albert!“

Wieder tritt uns hier zweimal, wie schon früher wiederholt, auf dem Gebiet des Impotenzkomplexes Albert entgegen, in dem als Gegensatz zu Hans die volle männliche Kraft verkörpert scheint. In diesem Sinne dürfen wir auch, gestützt auf zahlreiche Erfahrungen, den Umstand auffassen, daß Albert als der „vermögende“ Freund auftritt, der mit dem Geld wie mit seiner Liebe freigebig ist. Und nicht nur als großartige Kompensation der Armut, sondern auch im Sinne kolossaler Potenzphantasien ist es aufzufassen, wenn Hans im Traume dem Freund für die geliehenen 100 Mark mit einer gleichgültigen Selbstverständlichkeit 30.000 Mark zurückgibt. Auch auf Grund einer andern Traumregel, die lehrt, daß aufeinanderfolgende Elemente inhaltlich enge Beziehungen haben, ergibt sich die Auffassung des Geldkomplexes im sexuellen Sinn. Denn unmittelbar nachdem Albert (im Vorspiel) dem Freunde unauffällig 100 Mark zugeschoben hat, geht das Gespräch auf die Liebe über. Hans sagt von Else: „Siehst du, solch ein Mädel könnte für mich mal die „Eine“ werden.“ Albert: „Wie kann man sagen „die Eine!?“ Ich habe kein Organ dafür! — . . . Ein Kunstwerk aus dem Leben machen, mein Lieber! . . . Eine Symphonie! . . . Auch Disharmonien müssen hineinklingen (mit absichtlichem Pathos) „Tränen der Verlassenen“ — sie gehören organisch in den Reigen dieser Klänge.“ [1]) Die Antwort, die Hans darauf gibt, ist ein überdeutlicher in sprachsymbolischer Einkleidung vorgebrachter Hinweis auf die angedeutete sexuelle Kontrastrierung der beiden Gestalten. Hans: „Es gehört eine robuste Muskelkraft dazu, um den Dirigentenstab [2]) dieser Symphonie mit straffem Rhythmus bis ans Ende zu führen.“ — Im Traume kehrt diese Anspielung auf Alberts Potenz wieder und auch hier geht ihr merkwürdigerweise die Rückerstattung der 30.000 Mark unmittelbar voran. Albert: „Danke . . . Adieu (will gehen). Hans: „So eilig?“ Albert: „Ich habe mit meinen Bräuten eine Verabredung.“ Hans: „Mit deinen fünf Bräuten . . . Weshalb kaprizierst du dich eigentlich so auf die Zahl

[1]) Dieselben Worte klingen mit tiefer Bedeutung im Traum an Hansens Ohr, nachdem er die letzte Fragerin nach dem Storch, Tante Pauline, energisch abgefertigt hat (S. 66).

[2]) H. Rorschach (Münsterlingen) teilt im Zentralblatt für Psychoanalyse II, S. 406, aus der Analyse eines Neurotikers die Sexualisierung musikalischer Vorstellungen mit: „So finde ich in den Träumen viele musikalische Begriffe in der Bedeutung sexueller Symbole: Flöte spielen, Geige spielen, einen Chor dirigieren, singen, ein Musikstück mit vielen Sechzehntel- und Zweiunddreißigstelnoten, die Expl. selber als Symbol für die masturbatorischen Bewegungen deutete usw. In hypnagogen Zuständen sah er sich mit seinem eigenen Penis ein Chor dirigieren.“ Vgl. auch das Gedicht „auf einen Taktstock“. (Diese Zeitschr. I, S. 518.)

Fünf? Ist sie dir heilig?" Albert: „So ist es . . . Es gehört zu meinen Lebensbedingungen. Stets fünf! Nicht mehr — und nicht weniger. Ohne Ausnahme!" Hier zeigt sich nun, wie hinter diesen Potenzphantasien das der Impotenzvorstellung zu Grunde liegende infantile Sexualmoment verborgen ist; denn die fünf Bräute, welche die Finger der Hand symbolisieren, kennen wir aus dem Volksmund und dem Traum als typische Vertreter der Masturbation.[1]) Hier schließt sich die Kette des Indizienbeweises und wir erkennen in Sonnenstößers Reaktion auf dieses Gespräch eine infantile Wurzel seines erotischen Konfliktes, der den Traum auslöst; er sagt nämlich: „Ich weiß nicht, gleich fünf — — (ernst, sehnend) eine wäre mir lieber . . . eine . . ."

Wir haben mit diesen Andeutungen, die sich bei einer eingehenden Analyse bis ins kleinste Detail bestätigen ließen, nur die tiefere, auch dem Dichter unbewußte Tendenz und Triebkraft dieses „Traumgebildes" aufzeigen wollen, das die zwanglose Anwendung der psychoanalytisch gewonnenen Ergebnisse und deren Bestätigung aus dem Verständnis des Materials gestattet. Wenn auch mancher Leser und vor allem der Dichter selbst unsere auf gesicherten Erfahrungen ruhende Deutung nicht anzuerkennen vermag, so möge er darum unsere Anerkennung der rein künstlerischen Leistung nicht geringschätzen, wie anderseits der Psychoanalytiker es verstehen wird, zur richtigen Würdigung der Dichtung vor allem ihren manifesten Inhalt ins Auge zu fassen.

4.

Aus den „Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln".

Von Dr. **Theodor Reik.**

I. Eine Fabel.

Dem schönen Buche „Erinnerungen der Glückel von Hameln"[2]) entnehme ich eine Fabel, die mir eine schöne Illustration des von der Psychoanalyse beschriebenen Gefühlsverhältnisses zwischen Eltern und Kindern zu sein scheint. Freilich wird der tiefe Gedankeninhalt der kleinen Erzählung nicht klar, wenn man beim manifesten Inhalt stehen bleibt. Erst die psychoanalytische Deutung kann aufdecken, welchen Anteil die unbewußten Seelenregungen an der Gestaltung nahmen.

„Es ist einmal ein Vogel gewesen, der hat drei junge Vögelchen gehabt und sich mit ihnen am Ufer des Meeres aufgehalten. Mit einem Male sieht der alte Vogel, daß ein großer Wind kommt und das Meer größer wird und über das Ufer tritt. So sagt er zu seinen Kindern: ‚Wenn wir nicht bald auf jener Seite des Meeres sind, so sind wir verloren.' Aber die jungen Vögelchen haben noch nicht fliegen können. Da nimmt der Vogel das eine Vögelchen zwischen seine Füße und fliegt mit ihm über das Meer. Wie sie mitten im Meere sind, sagt der alte Vogel zu seinem Sohn: ‚Mein Kind, sieh doch, welche Beschwerden ich mit dir gehabt habe und wie ich mein Leben um deinetwillen wage. Wenn ich nun alt sein werde, willst du mir dann auch wohltun und mich in meinem Alter ernähren?' Da sagte das junge

[1]) Vgl. W. Stekel: „Die Sprache des Traumes" (Wiesbaden 1911), S. 203 und 412. Ferner „Anthropophyteia", Bd. VII, S. 40. — Otto Stoll erwähnt, daß „alle fünfe" als schmähender Zuruf für Onanie in Spanien und Arabien verwendet wird. (Geschl. Leben in der Völkerpsychol.)

[2]) J. Kaufmann. Frankfurt a. M. 1913, hgb. von Feilchenfeld.

Vögelchen. ‚Mein herzlieber Vater, bringe mich nur über das Wasser, ich will in deinem Alter an dir tun, was du von mir verlangst.‘ Der alte Vogel wirft seinen Sohn auf diese Rede ins Meer, daß er ertrinkt, und sagt: „Also soll man es mit einem Lügner wie du bist machen‘ und holt das andere Vögelchen. Wie sie mitten ins Meer kommen, redet der alte Vogel wieder zu dem Vögelchen, wie er mit dem ersten geredet hat. Das Vögelchen verspricht ihm auch alles Gute in der Welt zu tun, wie das erste geredet hat. Aber der alte Vogel nimmt es auch, wirft es ins Meer hinein und sagt: ‚Du bist auch ein Lügner‘ und fliegt wieder an das Ufer zurück und holt das dritte Vögelchen. Wie er auch mit dem dritten Vögelchen mitten ins Meer kommt, sagt er auch zu ihm: ‚Mein Kind, sieh, was ich für Beschwerde habe und wie ich mein Leben um deinetwillen wage. Wenn ich nun in mein Alter komme und mich nicht mehr rühren kann, willst du dann auch mir Gutes tun und mich in meinem Alter ernähren, wie ich dir in deiner Jugend tue?‘ Da antwortete das junge Vögelchen seinem Vater: ‚Mein lieber Vater, es ist alles wahr, was du sagst, daß du große Not und Sorge um mich hast. Ich bin auch verpflichtet, dir solches zu vergelten, wenn es mir möglich sein wird, aber gewiß kann ich dir es nicht sagen. Aber das will ich dir zusagen: wenn ich auch einmal Junge bekommen werde, so will ich an meinen jungen Kindern tun, wie du an mir tust.‘ Da sagte der Vater: ‚Du redest recht und bist auch klug, dich will ich leben lassen und dir über das Wasser helfen.“

Diese kleine, reizvolle Geschichte, welche eine schlichte, jüdische Kaufmannsfrau im 17. Jahrhundert ihren Kindern erzählt, stellt sich uns schon durch ihre moralisierende Tendenz als eine späte Fassung dar. Wollen wir dem ursprünglichen Sinn des kleinen Märchens näherkommen, müssen wir ein Stück psychoanalytischer Deutungstechnik heranziehen. Der Mythos und das Märchen bringen wie der Traum eine entstellte Wunscherfüllung zum Ausdruck. Wo mag in unserer kleinen Geschichte wohl dieser Wunsch verborgen sein?

Zur Rekonstruktion des ursprünglichen Sinnes verhelfen uns zwei Erkenntnisse der psychoanalytischen Deutungstechnik: die Erkenntnis des Doublettierungsmechanismus und die der Symbolik. Die Doublettierung besteht in der Wiederholung ein und derselben seelischen Konstellation bei verschiedenen Personen und dient dazu, den verbotenen Wunsch im Märchen durchzusetzen, indem sie ihm andere Objekte leiht. Eine gleiche Ersatzbefriedigung erreicht die Symbolisierung auf einem anderen Wege: sie gibt den aus dem Unbewußten kommenden Affekten eine verhüllte Darstellung. So sagt uns unsere Symbolkenntnis, daß der Vogel in den Mythen meistens zur Darstellung des Mannes herangezogen wird und daß das Überfliegen des Meeres einem Erzeugen von Kindern gleichkommt. Rank konnte beweisen, daß die typische Aussetzung des Helden in Körbchen und Wasser die Geburt symbolisiert. Wenn wir bedenken, daß auch wir unseren Kindern die Geschichte wiederholen, in der ein Storch die Kinder aus dem Teiche zieht und sie über das Meer zu uns bringt, so werden wir dem ursprünglichen Sinne näher kommen. Wir erkennen dann, daß der Geburtsmythos in unserer Geschichte enthalten ist. Es ist so, als wollte der Vogel überlegen, ob er Kinder haben solle oder nicht. Zweimal will er keine (= er wirft die Jungen ins Meer zurück), endlich erzeugt er einen kleinen Vogel (= er bringt ihn über das Wasser). Was aber hielt ihn davon ab, Kinder zu erzeugen? Die Furcht, die Kinder könnten ihn im Alter schlecht behandeln. Wir erkennen darin die Vergeltungsfurcht:

so wie er feindselige Strömungen gegen den Vater gefühlt hatte, setzt er auch voraus, daß seine Kinder ihm nicht mit der gewünschten Liebe entgegenkommen werden. Endlich siegt in ihm die zärtliche Regung, die Identifikation mit dem Vater setzt sich durch, er wird selbst Vater.

Wir fanden bisher also in unserer Erzählung neben dem Geburtsmythos auch die als Ambivalenz beschriebene Gefühlserscheinung gegen den Vater. Bekennen wir uns zu der psychoanalytischen Theorie, daß das Märchen der Durchsetzung verbotener, unbewußter Wunschregungen dient, so werden wir annehmen, daß es von Tagträumen seinen Ausgang nahm, welche Phantasien vom Verkehr mit der Mutter (Geburtsmythos) und böse Wünsche gegen den Vater (vgl. Vergeltungsfurcht) enthielten. Die weitere Bearbeitung des Märchenmaterials ist bestimmt durch die Anpassung an das moralische Niveau der folgenden Generationen, durch die sogenannte Generationsschichtung. Die in unserem Märchen wirksamen Wünsche werden entsprechend dem „Verdrängungs-Stadium der späteren Zeit immer unkenntlicher gemacht und durch Ausfall bestimmter Elemente sowie durch moralisierende Umdeutung ihres ursprünglichen Inhalts beraubt. Doch der Verzicht auf einmal genossene psychische Lust wird dem Menschen schwer; das Verdrängte kehrt auf Umwegen wieder zurück. Dieser Wiederkehr des Verdrängten dient die Doublette. In ihr erblicken wir wieder die Darstellung der typischen Ambivalenz gegen den Vater. Denn die Hemmung, welche das dritte Vögelchen empfindet, dem Vater eine Wohltat zu vergelten, stammt aus der feindseligen Strömung, die der Vater sehr wohl erkannte, als er seine beiden ersten Kinder Lügner schalt und sie ins Meer warf. Das dritte Vögelchen zeigte dem Vater aber auch klar, daß in ihm eine starke zärtliche Strömung für den Vater lebte. Sie wird dazu verwendet, sich mit dem Vater zu identifizieren, also zu dem Wunsche, selbst Vater zu werden und die zärtlichen Vatergefühle gegen die eigenen Kinder zu aktivieren.

Diese Identifikation mit dem Vater aber ist es, welche in unserem Wunsche nach Kindern wirksam ist, und die Behandlung, die wir unseren Kindern angedeihen lassen, im geheimen, von vielen intellektuellen Gründen verdeckt, aufs stärkste bestimmt. Sie ist es, welche ein soziales Gefühl ausbildet, das den Raum überfliegt, in die kommende Zeit hinausgreift und noch dem Sterbenden Trost verleiht im Gedanken, daß er in seinen Kindern weiterlebe.

Und so erhält jene alte Mahnung, man solle Vater und Mutter ehren, damit man lange lebe auf Erden, ihren tiefsten Sinn.

II. Die unbewußte Motivierung eines Kindertausches.

Glückel erzählt in ihren Denkwürdigkeiten die Geschichte ihrer ersten Niederkunft. Nach ihren Angaben muß sie damals etwa 16 Jahre alt gewesen sein. Sie und ihr Mann wohnten bei Glückels Vater, der sich nach damaliger Sitte verpflichtet hatte, dem jungen Paare zwei Jahre lang Wohnung und Kost zu geben. Hier will ich Glückels Erzählung einsetzen lassen: „Als wir nach Hamburg kamen, bin ich sogleich guter Hoffnung gewesen und meine Mutter (sie soll leben) mit mir zugleich. Der liebe Gott hat mir zu rechter Zeit gnädiglich zu einer jungen Tochter geholfen. Ich bin noch ein junges Kind gewesen. Obschon mir solch ungewohnte Sachen schwer angekommen sind, so bin ich doch höchlich erfreut worden, daß mir der Höchste ein hübsches gesundes Kind gegeben hat. Meine getreue, fromme Mutter hatte

ihre Niederkunft auf dieselbe Zeit ausgerechnet. Sie hat aber eine große Freude darüber gehabt, daß ich zuerst ins Kindbett gekommen bin, so daß sie auf mich junges Kind ein wenig achtgeben konnte. Acht Tage darauf ist meine Mutter ebenfalls mit einer jungen Tochter ins Kindbett gekommen. So ist denn kein Neid oder Vorwurf zwischen uns gewesen[1]) und wir sind in einer Stube beieinander gelegen. Wir haben keine Ruhe gehabt vor Leuten, die gelaufen kamen und die Merkwürdigkeit sehen wollten, daß Mutter und Tochter in einem Zimmer im Kindbett lagen. Um das Buch ein bisselchen zu verlängern, muß ich doch einen hübschen Spaß erzählen, der uns vorgekommen ist. Es war eine kleine Stube, wo wir zusammen lagen, und es war Winter und mein Vater hatte ein großes Gesinde, so daß es uns in der Stube gar eng geworden ist, wenn auch Eltern und Kinder miteinander gern vorlieb nehmen. Ich bin acht Tage früher aus dem Kindbett gegangen wie meine Mutter. Um die Stube ein wenig geräumiger zu machen, habe ich mich in meine Kammer hinaufgelegt. Da ich noch sehr jung war, hat meine Mutter nicht leiden wollen, daß ich bei Nacht mein Kind mit mir in meine Kammer nehmen sollte. So habe ich das Kind in der Stube gelassen, wo sie gelegen ist, und sie hat auch die Magd bei sich liegen lassen. Meine Mutter hat zu mir gesagt, ich solle mich nicht um mein Kind bekümmern; wenn es weinte, sollte es die Magd zu mir hinaufbringen, damit ich ihm zu trinken gäbe; sie sollte es dann auch wieder von mir fortnehmen und in die Wiege legen. Damit war ich wohl zufrieden. Ich bin also etliche Nächte gelegen und die Magd hat mir immer so vor Mitternacht das Kind zum Säugen gebracht. Einmal bei Nacht wache ich ungefähr um drei Uhr auf und sage zu meinem Mann: ‚Was mag das bedeuten, daß mir die Magd das Kind noch nicht gebracht hat?' Mein Mann sagt: ‚Das Kind wird gewiß noch schlafen.' Ich aber habe mich damit nicht zufrieden gegeben und bin in die Stube hinab gelaufen, um nach meinem Kind zu sehen. Ich gehe über die Wiege und finde mein Kind nicht darin. Da bin ich sehr erschrocken, habe aber doch kein Geschrei anfangen wollen, damit meine Mutter nicht aufwacht. Also habe ich angefangen, die Magd zu schütteln, und hätte sie gern leise aufgeweckt. Aber die Magd ist sehr verschlafen gewesen; ich habe erst anfangen müssen, laut zu schreien, ehe ich sie aus dem Schlaf kriegen konnte. Ich fragte sie: „Wo hast du mein Kind?' Die Magd redet aus dem Schlaf und weiß nicht, was sie spricht. Darüber erwacht auch meine Mutter und sagt zur Magd: ‚Wo hast du Glückelchens Kind?" Aber die Magd ist so verschlafen gewesen, daß sie keine Antwort hat geben können. Also sage ich zu meiner Mutter: ‚Mutter, vielleicht hast du mein Kind bei dir im Bette?' Sie antwortet: ‚Nein, ich habe mein Kind bei mir' — und hält es so fest an sich, als wenn man ihr das Kind wegnehmen wollte. Da fällt mir ein, an ihre Wiege zu gehen und nach ihrem Kind zu sehen. Da ist ihr Kind in der Wiege gelegen und hat sanft geschlafen. Nun sage ich: ‚Mutter, gib mein Kind her; dein Kind liegt in der Wiege.' Aber sie hat es nicht glauben wollen und ich mußte ihr erst ein Licht bringen und ihr ihr Kind geben, damit sie es recht besehen konnte. So habe ich meiner Mutter ihr Kind gegeben und das meine genommen. Das ganze Haus ist darüber wach geworden und alle haben sich erschrocken. Aber der Schrecken hat sich bald in Gelächter verwandelt und man hat gesagt: Bald hätten wir den gottseligen König Salomo (als Schiedsrichter) nötig gehabt."

[1]) Da keine von beiden einen Sohn hatte, so hatten sie keinen Grund, einander zu beneiden.

Diese hübsche Erzählung fordert schon durch die Existenz einer Fehlhandlung zur Analyse. Die Mutter hatte ihr Kind wie gewöhnlich in seine Wiege gelegt, aber das Kind ihrer Tochter mit sich ins Bett genommen und war nun fest überzeugt, es sei das ihre. Sichtlich will sie sich nicht vom Gegenteil überzeugen lassen. („Aber sie hat es nicht glauben wollen . . .") Der unbewußte Vorgang, welcher zur Produktion dieses Intermezzos führte, ist mit großer Wahrscheinlichkeit rekonstruierbar. Die beiden Frauen, welche fast den Schiedsrichterspruch des Königs Salomo benötigt hätten, stehen sich wie Rivalinnen gegenüber. Die Mutter gönnte ihrer jungen Tochter unbewußt das Kind nicht, sie fühlte sich gleichsam durch die Entbindung der Tochter benachteiligt. Es mußte ihr unbewußt wohl so erscheinen, als wäre sie, die sich eben Mutter fühlte, noch nicht alt genug, um Großmutter zu werden. Als Anzeichen einer sexuellen verborgenen Rivalität müssen wir es deuten, wenn Glückel sagt, es sei kein Neid oder Vorwurf zwischen ihnen beiden gewesen. Dieses geheime Motiv zeigt sich wieder, wenn die Mutter nicht leiden will, daß Glückel ihr Kind zu sich nehme. Sie gibt bewußt gerade Glückels Jugend als Grund ihres Verhaltens an. Die geheime Tendenz, das Kind ihrer Tochter möge das ihre sein, setzt sich in der Produktion der Fehlhandlung durch. Ihr eigenes Kind legt sie wie gewöhnlich in die Wiege: sie weiß ja, daß es ihr gehört. Aber ihre kleine Enkelin nimmt sie zu sich ins Bett, sie bemächtigt sich ihrer und will sie ihrer Mutter nicht zurückgeben. Da man ihr das Kind wegnehmen will, hält sie es so fest, als wollte man sie des eigenen berauben.

Kritiken und Referate.

Havelock Ellis: The Relation of Erotic Dreams to Vesical Dreams. Journal of Abnormal Psychology. August 1913. Vol. VIII, p. 137—167.

Acht Träume werden mit den Erläuterungen des Träumers mitgeteilt. Es handelt sich um eine verheiratete Frau von 35 Jahren und die Träume bildeten eine Reihenfolge während der Schwangerschaft, zu welcher Zeit sie sich des Sexualverkehrs enthielt. In sämtlichen Träumen traten erotische Begierden auf, entweder manifest oder in leicht verkleideter Symbolik, die der Verfasser ohne weiteres zu übersetzen im stande ist und die meisten wurden von einer Ausdehnung der Blase begleitet. Die Träumerin hatte als Kind ein ungewöhnliches Interesse am Akt des Urinierens genommen und die folgende Phantasie beschäftigte ihre Einbildungskraft durch mehrere Jahre: „Ich baute mir eine Stadt, wo zwischen Mann und Weib völlige Freiheit bestand, aber die Orgien wurden nur mit Hinblick auf das Urinieren ausgemalt. Dieser Akt war nicht bloß ein Genuß, sondern auch eine religiöse Zeremonie und ich schwelgte in der Erfindung neuer Mittel und Wege, durch die solche Schaustellungen einladender gemacht werden sollten. Alle meine genußvollen Empfindungen hatten einen Zusammenhang mit der Blase." Diese Phantasie nennt Ellis ein „pseudoerotisches Ideal". Durch ihr Leben hindurch, auch als Erwachsene, fühlte sie infolge Ausdehnung der Blase Erregungen, die sie zu intellektueller Arbeit schöpferischer Natur anfeuerten. Die Erleichterung der Blase brachte mehr Genuß als die Ausübung irgend einer gewöhnlichen Funktion und der Zustand der Ausdehnung erhöhte die sexuelle Erregung.

Das Hauptproblem, das hier von Ellis erörtert wird, ist die Verwandtschaft des vesikalen Stimulus mit dem sexuellen. Beide waren in den meisten Träumen vertreten, aber welcher von beiden war der primäre? Seine Folgerung geht dahin, daß der Impuls zum Urinieren von dem sexuellen durchaus verschieden ist, trotz gewisser Assoziationen zwischen ihnen, und daß die Frage, welcher von beiden einen bestimmten Traum veranlaßt hat, nicht nach psychologischen Gründen entschieden werden soll, sondern nach dem Verhältnis der Intensität des Urindranges und des Geschlechtstriebes während des Schlafes, die einerseits nach der Ausdehnung, welcher die Blase unterliegt, und anderseits nach der Schärfe, mit welcher das sexuelle Begehren auftritt, zu bemessen sind. Die Anschauung, daß der Sexualimpuls zu der ältesten und tiefsten psychischen Schichte gehört, ist, mag sie auch sonst richtig sein, nicht berechtigt, wo ein Vergleich mit den Exkretionsbedürfnissen gezogen werden soll. „Phylogenetisch ist der Impuls zur Urinentleerung wenigstens so alt wie der zur sexuellen Vereinigung. Im Leben des Individuums ist er älter und für das Kind hält die Blase ein unvergleichlich größeres und lebhafteres Bewußtseinsfeld besetzt, als irgend ein Sexualimpuls." Er kritisiert die „bei

den Haaren herbeigeholten Deutungen" der Träume, die Rank mitteilt (Weckträume). Rank nimmt immer als selbstverständlich an, daß der erotische Impuls der ursprüngliche ist und der vesikale sekundär. Er bemüht sich, auf gekünstelte und komplizierte Weise den Beweis herzustellen, daß die vesikalen Elemente in solchen Träumen erotische Symbole und ohne wirkliche vesikale Quelle sind. Diese Annahme ist durchaus unberechtigt." Ellis hat hier den psychoanalytischen Gesichtspunkt nicht völlig erfaßt. Es ist unnötig zu erörtern, welcher der beiden Triebe älter oder eher als primär zu betrachten ist, weil sie für uns in eines zusammenfallen, oder genauer ausgedrückt, der Teil des vesikalen Triebes, der uns hier beschäftigt (in Träumen, Phantasien u. dgl.), ist in Wirklichkeit nicht vesikal im biologischen Sinne, sondern eine Äußerung des Sexualtriebes. Ellis gerät mit seiner Einschränkungstendenz in das entgegengesetzte Extrem. In erster Linie leugnet er, daß sein Fall in der Kategorie der Urethralerotik gehöre, hauptsächlich deshalb, weil in dem Leben der herangewachsenen Frau das genitale Interesse dem urethralen den Rang abgelaufen hatte. In zweiter Linie möchte er den Terminus „abnorme Vesikalität" an Stelle der Urethralerotik setzen, da er die psychischen Impulse in solchen Fällen, wie sie Sadger aufgezeichnet hat, „eher als kompensatorischen Ersatz für die Sexualität als an und für sich unzweideutig sexuell" ansieht.

Zwei nicht zur Hauptsache gehörige Punkte in diesem interessanten Aufsatz seien noch hervorzuheben. Ellis weist darauf hin, daß es (abgesehen von der Masturbation) für Frauen schwieriger ist, im Schlafe sexuelle Befriedigung zu erreichen, als für Männer. Ferner spricht er die Ansicht aus, daß der Phallus-Fetischismus, den sein Untersuchungsobjekt zeigte (in Träumen sowohl wie in Kindheitsphantasien), überhaupt nicht sexuell, sondern eine vesikale Äußerung war, da der Penis ausschließlich als Organ zum Urinieren betrachtet wurde. Ernest Jones.

Trigant Burrow: Psychoanalysis and Society. Journal of Abnormal Psychology. Vol. VII, p. 340—346.

Der Autor, der einen extrem biologischen Standpunkt in Beziehung auf die psychologische Grundlage der Religion und der sozialen Gedanken einnimmt, verteidigt die Psychoanalyse gegen den manchmal vorgebrachten Vorwurf, daß ihre Wirkungen diese Ideale zerstören würden, und spricht die Ansicht aus, daß durch die Erleichterung des Sublimierungsvorganges (mittels Psychoanalyse) dem Interesse des Einzelnen sowohl wie der Gesamtheit am besten gedient würde. Ernest Jones.

Theodore Schroeder: The Wildisbuch Crucified Saint. A Study in the Erotogenesis of Religion. The Psychoanalytic Review. Jan. 1914. Vol. I, p. 129.

Eine Schilderung des Falles der Margarete Peter, der Schweizer religiösen Fanatikerin, die in manischer Ekstase ihre Schwester ermordete und ihre Freunde veranlaßte, sie zu kreuzigen, bis sie starb. Schroeder, der viel über die Erotogenesis der Religion geschrieben hat, glaubt, daß die Vorgänge ein Ausbruch von Masochismus und Sadismus waren, die durch die Sexualspannung angestachelt wurden, welche als Wirkung der auf sexuelle Zügellosigkeit folgenden Enthaltung auftrat. Ernest Jones.

Theodore Flournoy: Die Seherin von Genf. (Experimentaluntersuchungen zur Religions-, Unterbewußtseins- und Sprachpsychologie — von Dr. Th. Flournoy, Professor der Psychologie in Genf. Herausgegeben und eingeleitet von G. Vorbrodt. 2. Heft.) Mit Geleitwort von Max Dessoir. Autorisierte Übersetzung. Leipzig 1914. Felix Meiner, Verlag. Preis 16 M.

Flournoys ausgezeichnetes Buch „Des Indes à la Planète Mars — Etude sur un cas de Somnambulisme avec Glossolalie" und seine anderen damit zusammenhängenden Schriften haben bekanntlich berechtigtes Aufsehen erregt und sind natürlich vielen Psychoanalytikern vertraut. Diese Vertrautheit wird zweifellos durch die deutsche Übersetzung noch wachsen und an Boden gewinnen; und sie wird übrigens gewiß nicht auf die Fachgenossen beschränkt bleiben, vielmehr ist das vorliegende Hauptwerk dank der meisterlichen Form, in die der wissenschaftlich wertvolle Inhalt gegossen ist, ganz dazu angetan, auch weitere Kreise lebhaft zu interessieren. Was Prof. Dessoir in seiner Vorrede zur Charakteristik sagt, hat volle Geltung: „Ein sofort sichtbarer Wert des Werkes liegt darin, daß es . . . einen ganz bestimmten Fall bis in alle Einzelheiten hinein zergliedert. Hiedurch gewinnt es schöne Lebendigkeit: es liest sich wie ein psychologischer Roman, dem es weder an Spannung noch an wirkungsvollen Höhepunkten fehlt. Auch die Darstellung hat ihren Anteil daran, denn sie ist von entzückender Leichtigkeit und Natürlichkeit. Der Leser darf sich aber deshalb nicht zu dem Glauben verleiten lassen, die liebenswürdig gelockerte Form sei der Ausdruck lässiger Gedankenarbeit. Nein, im Innern herrscht der Geist strenger Wissenschaftlichkeit. Man kann nicht schärfer beobachten, genauer prüfen, vorsichtiger erklären, als es Flournoy getan hat . . . Der Leser wird bald bemerken, wieviel Spürsinn und Feinfühligkeit der Verfasser besitzt: Vor allem hat Flournoy die Fähigkeit, sich in halbbewußte, schnell verflatternde Seelenzustände einzuleben und sie durch Einfühlung unmittelbar zu verstehen . . . Namentlich ist zu bewundern, mit welcher Kunst der Genfer Psycholog die abnormen Erscheinungen des Seelenlebens auf alltägliche zurückzuführen . . . weiß . . . Da er vom Geheimnisvollen zwar angezogen, aber niemals der echt wissenschaftlichen Denkweise abtrünnig gemacht wurde, konnte er die ihm durch einen glücklichen Zufall gebotenen Tatsachen sowohl unbefangen hinnehmen, als auch bis ins Innerste aufhellen. Sein Buch ist allen ähnlichen Arbeiten ein Vorbild."

Über den Inhalt des Hauptwerkes, das dem deutschen Buche zu Grunde liegt — „Des Indes à la Planète Mars" —, habe ich im VI. Bande des Jahrbuches der Psychoanalyse S. 414 f. referiert und auch auf den Zusammenhang mit der Psychoanalyse hingewiesen. Ich will den Lesern das Wesentliche in Erinnerung bringen, denn eine Gesamtdarstellung des überreichen Inhalts würde begreiflicherweise zu weit führen. Der behandelte Fall ist aus einem vorwiegend spiritistischen Milieu hervorgegangen. Das „Medium", das unter dem Pseudonym Hélène Smith eingeführt wird, entwickelt neben anderen Erscheinungen eine ganze Reihe von Personifikationen, die in ausgebreitete unbewußte Phantasien verwoben sind und sich in den Trancezuständen (Somnambulismus) des Mediums durch allerlei Darstellung, Sprache, Schrift usw. kundtun. Unter den Phantasien fallen gewisse zyklisch eintretende Gruppen auf, die eine geradezu verblüffende Geschlossenheit und dichterische Ausarbeitung zeigen. Flournoy nennt diese zusammenhängenden Gebilde ganz bezeichnend „Romane". Die wichtigsten Zyklen erlebt das Medium auf dem Mars und in Indien. Das Merkwürdigste daran ist, daß die Visionärin das, was sie er-

schaut, nicht bloß mit packender Wirklichkeit schildert, sondern sich auch eine martische Sprache und Schrift sowie ein eigenes indisches Idiom (unter Verwendung einiger echter Sanskritbrocken) bildet, deren sie sich im Gespräch mit den halluzinierten martischen beziehungsweise indischen Personen geläufig genug bedient. Die unbewußt erdichteten Sprachen sind wirklich Ausdrucksmittel von Mitteilungen und lassen sich systematisch oft Wort für Wort übersetzen. Man hat also u. a. die Deutung von Produkten einer Glossolalie vor sich. „Deutung" allerdings nicht im Sinne einer durchwegs bis auf den Grund gehenden Analyse der für die Bildung der Romane und Sprachen maßgebend gewesenen psychischen Triebkräfte. Dennoch erkennt Flournoy vielfach, so z. B. in der martischen Sprache, den primitiven oder infantilen Charakter der Erscheinungen. Der Psychoanalytiker würde von „Regression" ins Infantile sprechen.

Abgesehen davon, daß Flournoy zur Beleuchtung mancher Zusammenhänge direkt auf Freudsche Schriften (der Entstehungszeit seines Werkes entsprechend, die ältesten) hinweist, gelangt er auch oft auf seinem eigenen Wege zu ganz ähnlichen Gesichtspunkten wie Freud. Solche unabhängig gefundene Bestätigungen müssen als besonders wertvoll für die Psychoanalyse gelten. Die wunscherfüllende Tendenz der Phantasien, die Abwehr von Konflikten, die Regression und so mancher andere Zug kommen in schöner Deutlichkeit zur Geltung.

Der besondere Wert der deutschen Ausgabe liegt darin, daß sie gerade die beiden wichtigsten Arbeiten über die „Seherin von Genf" vereinigt, nämlich „Des Indes à la Planète Mars" und die zur Vervollständigung dieses Buches sehr notwendigen „Nouvelles Observations sur un cas de somnambulisme". Die beiden Arbeiten wurden nicht einfach aneinandergehängt, sondern die Nouvelles Observations wurden (auszugsweise) zur Ergänzung der einzelnen Kapitel des Hauptwerkes zerteilt und entsprechend eingefügt. Es empfiehlt sich auch für solche, die das Hauptwerk in der ursprünglichen Form schon kennen, die deutsche Ausgabe dieser reichen Erweiterungen wegen frisch zu lesen, denn diese enthalten oft sehr wesentliche Aufschlüsse. Aus einer Zusammenstellung (S. XIII) ist genau ersichtlich, wie die „Nouvelles Observations" aufgeteilt und an welchen Stellen sie eingesetzt wurden. Sie greifen fast in allen Punkten vervollständigend ein. Der Entwicklungsgeschichte des Mediums fügen sie den Lebensabschnitt seit der Veröffentlichung von „Des Indes" (Reizbarkeitsphase, Wiederaufnahmephase, Amerikanistische Phase, Jetzige Phase) hinzu, dem Kapitel über die Personifikation „Leopold" (angebliche Inkarnation Cagliostros) interessante Details über deren Entstehen und Wirken, ferner bringen sie auch zahlreiche Beobachtungen und Erörterungen über den astronomischen Zyklus und die Sternsprachen, den Orientzyklus, den Königinzyklus (Hélène Smith als Marie Antoinette), endlich über verschiedene Fragen, z. B. die übernormalen Erscheinungen, denen Flournoy mit jener Vorsicht und jener Unvoreingenommenheit begegnet, die ihn überhaupt stets als gute Genien geleiten.

Herbert Silberer.

G. Vorbrodt: Flournoys Seherin von Genf und Religionspsychologie. Leipzig 1914. Felix Meiner, Verlag. Preis M. 1.20.

Ursprünglich zur Einleitung der deutschen Ausgabe von Flournoys „Seherin von Genf" bestimmt, wurde diese Arbeit im Sinne ihres relativ selbständigen Charakters zu einer eigenen Broschüre gestaltet. Sie ist besonders merkwürdig wegen der kräftigen Betonung des Wertes der Tiefenpsychologie,

namentlich auch der Freudschen Psychoanalyse, für alle religionspsychologische Forschung. Der Gedankenreichtum würde in besserer Form des Ausdruckes noch weit mehr zur Geltung kommen. Herbert Silberer.

P. Sixtus Walleser: Religiöse Anschauungen und Gebräuche der Bewohner von Jap (Deutsche Südsee). Revue Internationale d'Ethnologie et de Linguistique Anthropos. Juli—Oktober 1913, Heft 4—5.

Aus diesem ethnologischen Artikel möchte ich statt vieler interessanter Punkte nur einen herausheben, der sich auf die Sündenfallsage bei den Bewohnern auf Jap bezieht. In der Bibel verstößt das Paar Adam und Eva gegen das göttliche Gebot, indem es in Geschlechtsverkehr tritt. In der Lage der Südseeinsulaner aber ist ihr Koitus schuld am Tode ihrer Mutter. Bemerkenswert ist, daß der Sündenfall zugleich einen Inzest darstellt: „Es war, so berichtet die Sage, nur Mili'ar auf der Welt. Diese gebar zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Als Mili'ar alt war, sprach sie zu ihren beiden Kindern: ‚Wenn ich gestorben bin, dann gehet hin und begrabet mich. Am siebenten Tag aber kommet und grabet mich aus, denn ich werde wieder lebendig und jung werden.' Als nun Mili'ar gestorben war, begruben sie die beiden. Als sie zurückgekehrt waren, sahen sie die reife Frucht eines Pandanus. Der Mann sagte zu dem Weibe: ‚Geh, klettere auf den Pandanus und hole jene Frucht herunter, wir wollen sie trinken.' Sie kletterte hinauf und er schaute ihr zu et vidit pudenda eius. Er sagte zu ihr: ‚Komme herab! Ich habe etwas an dir gesehen.' Sie stieg herab und er ging hin, um das zu suchen, was er gesehen; fand es aber nicht. Er sagte darum zu ihr: ‚Geh nochmals hinauf!' Sie ging nochmals hinauf und nun merkte er sich's genau. Er sagte zu ihr: ‚Komme wieder herab.' Sie kam herab und nun hatten es die beiden gefunden. Darauf schliefen sie zusammen. Es vergingen aber die sieben Tage, ohne daß sie hingingen, Mili'ar aufzuwecken. Am achten Tag erwachten sie und schämten sich, daß sie nackt waren, und sie nahmen Blätter von den Büschen und bedeckten sich damit. Darauf gingen sie hin, es war am neunten Tage, um Mili'ar aufzuwecken. Diese aber war wieder gestorben und wird nicht mehr lebendig und alle Menschen müssen nun ihr Schicksal teilen." Dr. Theodor Reik.

Georg Wilke: Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit. Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte. Würzburg 1914, Heft 1—2.

Der Autor geht von der Betrachtung des präanimistischen Stadiums aus. Da dieses durch den Glauben charakterisiert wird, daß geheimnisvolle Kräfte von allen Gegenständen ausgehen, wurde der Name Emanismus vorgeschlagen. Es werden nun die verschiedenen Handfiguren, die man in den Höhlen von Sargas, Marsoulas usw. gefunden hat, gedeutet als Ausdrucksteile von Emotionen. Wilke macht z. B. darauf aufmerksam, daß die magischen Gesten der Urzeit noch im Gestus der Eidesleistung und des priesterlichen Segens in der katholischen Kirche fortleben. Ganz analoge Fingerstellungen kommen auch, wie A. Lehmann gezeigt hat, in den hysterischen Attacken vor. Besonders interessant sind die Stellungen des Mittelfingers, der bei den Römern und Griechen eine päderastische Bedeutung hat. Allmählich wurde sonderbarerweise aus dem „schamlosen Finger" ein Heil- und Goldfinger, δάκτυλος ἰατρικός.

Die apotropäischen Bedeutungen anderer Gesten werden auseinandergesetzt. Der Phallus ist eines der wichtigsten Mittel gegen Faszination (daher fascinium), ebenso die Vulva, deren Abbildungen noch heute in manchen Gegenden als Amulett getragen werden. Häufiger als wirkliche Abbildungen erscheinen sogenannte „vikariierende Symbole“ der Vulva, wie z. B. Landschnecke und Cypräen. (Vgl. die Symbolik der Traumsprache.) Ein beliebtes Abwehrmittel bildet das Entgegenhalten der entblößten Gefäßpartien. Die bretonischen und neapolitanischen Fischer bedienen sich des Gestus zur Beschwichtigung des Sturmes auf offenem Meere. Die Huzulen verwenden ihn gegen Hagelwolken. In der Oberpfalz und in Lappland kann man mit ihm Sturm hervorrufen. In Finnland zwingt man damit dem fliegenden Drachen Geldstücke ab usw. Die Wirkung dieses Gestus erklärt sich nach Ansicht des Verfassers dadurch, daß ebenso wie aus den übrigen Körperöffnungen, so auch aus dem Anus die Emanationen der Zauberkräfte wirksam sind. Seine beschimpfende Bedeutung ist sicherlich sekundär. Neben Beispielen aus modernen Sammlungen gibt Wilke auch gute Abbildungen von neolithischen Figuren. Interessante Belege tierischer Zauberei aus paläolithischen Höhlen und neolithischen Gräben folgen. Verschiedene Geräte wie, etwa die Leiter, der Dreizack, dürften wohl besser als von den Genitalien abgeleitete Symbole aufgefaßt werden. Die apotropäische Bedeutung der Farben und die Kraft des Geschriebenen wird durch viele Beispiele in Wort und Bild erläutert: im ganzen eine fesselnde und inhaltsreiche Arbeit, deren Lektüre dem Psychoanalytiker manche Anregungen gewähren wird. Dr. Theodor Reik.

Zur psychoanalytischen Bewegung.

Professor J. J. Putnam in Boston hat ein neues Werk „Human Motivs“ (Boston, Lille, Brown & Co., 1915) erscheinen lassen, in dem der Psychoanalyse ein breiter Raum gewidmet ist.

In holländischer Sprache erschien kürzlich eine Darstellung der Psychoanalyse von Dr. Adolph F. Meijer (Haag): De Behandeling van Zenuwzieken door Psycho-Analyse. (Eine Übersicht von Freuds Theorie und Therapie für Ärzte und Studierende.) Amsterdam 1915, Scheltema & Holkemas, Boekhandel.

Ferner erschienen in ungarischer Übersetzung:

Freuds „Die Abhandlungen zur Sexualtheorie“, übersetzt von Dr. Ferenczi.

Freuds Abhandlung „Über den Traum“, übersetzt von Dr. Ferenczi.

In 2. Auflage erschienen ungarisch:

Freuds „Fünf Vorlesungen über Psychoanalyse“ und

Ferenczis Sammlung p.-a. Aufsätze. Sämtliche Werke im Verlage von M. Dick, Budapest.

Rank und Sachs „Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften“ (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 93) beginnt soeben in der „Psychoanalytic Review“, Vol. II, Nr. 3 (July 1915) in der autorisierten Übersetzung von Dr. Charles R. Payne zu erscheinen.

Eine Sammlung ps.-a. Aufsätze von Dr. S. Ferenczi erschien in englischer Übersetzung von Prof. Ernest Jones unter dem Titel: Contributions to Psycho-Analysis by Richard G. Badger, Boston.

Aus Vereinen und Versammlungen.

Sixth Annual Meeting of The American Psychopathological Association New York, N. Y.

(May 5, 1915.)

Scientific Programme adress by Dr. Alfred Reginald Allen, President, Philadelphia, Pa.

1. „The Necessity of Metaphysics," Dr. James J. Putnam, of Boston, Mass.
2. „The Application of Freudian Mechanisms to Other Emotions." President G. Stanley Hall, of Worcester, Mass.
3. „The Theory of ‚Settings' and the Psychoneuroses." Dr. Morton Prince, of Boston, Mass.
4. „The Mechanism of Essential Epilepsy." Dr. L. Pierce Clark, of New York, N. Y.
5. „The Philology of Hysteria." Dr. Trigant Burrow, of Baltimore, Md.
6. „On the Grouping of Delusions Concerning Personality." Dr. E. E. Southard, of Boston, Mass.
7. „Psychoneuroses among Primitive Tribes." Dr. Isador H. Coriat, of Boston, Mass.
8. „Dyslalia Viewed as a Center-asthenia." Dr. Walter B. Swift, of Boston, Mass.
9. „Constructive Delusions." Dr. John T. Mac Curdy and Dr. W. T. Treadway, of New York, N. Y.
10. „Narcissism." Dr. J. S. Van Teslaar, of Boston, Mass.
11. „Causes of Cravings for Supernatural Explanations." Dr. Tom A. Williams, of Washington, D. C.
12. „The Psychoanalytic Treatment of Hystero-epilepsy." L. E. Emerson, Ph. D., of Boston, Mass.

Verein für Neurologie und Psychiatrie in Wien.

(Vorsitzender Professor Obersteiner.)

Am 8. Juni 1915 hielt Dr. Viktor Tausk einen Vortrag: „Psychoanalytische Bemerkungen zum Inhalt des alkoholischen Beschäftigungsdelirs", den wir unter den Originalarbeiten dieses Heftes veröffentlichen.

Anfang September d. J. sprach Prof. Ernest Jones in der „British Association" über Krieg und Sublimierung. Der Vortrag erscheint in der Internat. Revue in Zürich bei Orell Füssli.

Varia.

Nietzsche über das „Vergessen".

(„Genealogie der Moral", S. 41.)

„Vergeßlichkeit ist keine bloße vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, dem es zuzuschreiben ist, daß was nur von uns erlebt, erfahren, in uns hineingenommen wird, uns im Zustande der Verdauung (man dürfte ihn „Einverseelung" nennen) ebenso wenig ins Bewußtsein tritt, als der ganze tausendfältige Prozeß, mit dem sich unsere leibliche Ernährung, die sogenannte „Einverleibung", abspielt. Die Türen und Fenster des Bewußtseins zeitweilig schließen; von dem Lärm und Kampf, mit dem unsre Unterwelt von dienstbaren Organen für und gegen einander arbeitet, unbehelligt bleiben; ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewußtseins, damit wieder Platz wird für Neues, vor allem für die vornehmeren Funktionen und Funktionäre, für Regieren, Voraussehen, Vorausbestimmen (denn unser Organismus ist oligarchisch eingerichtet) — das ist der Nutzen, der, wie gesagt, aktiven Vergeßlichkeit einer Türwärterin, gleichsam einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etikette; womit sofort abzusehen ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergeßlichkeit. Der Mensch, in dem dieser Hemmungsapparat beschädigt wird und aussetzt, ist einem Dyspeptiker zu vergleichen (und nicht nur zu vergleichen —) er wird mit Nichts „fertig". (Dr. Reik.)

Schopenhauser über Gedankenassoziationen.

„Überhaupt ist in der Wirklichkeit der Gedankenprozeß unseres Innern nicht so einfach wie die Theorie desselben, da hier vielerlei ineinandergreift. Vergleichen wir, um uns die Sache zu veranschaulichen, unser Bewußtsein mit einem Wasser von einiger Tiefe, so sind die deutlich bewußten Gedanken bloß die Oberfläche, die Masse hingegen ist das Undeutliche, die Gefühle, die Nachempfindungen der Anschauungen und des Erfahrenen überhaupt, versetzt mit der eigenen Stimmung unseres Willens, welcher der Kern unseres Wesens ist. Die Masse des ganzen Bewußtseins ist nun mehr oder weniger nach Maßgabe der intellektuellen Lebendigkeit in steter Bewegung, und was infolge dieser auf die Oberfläche steigt, sind die klaren Bilder der Phantasie oder die deutlichen, bewußten, in Worten ausgedrückten Gedanken und die Beschlüsse des Willens. Selten liegt der ganze Prozeß unseres Denkens und Beschließens auf der Oberfläche, d. h. besteht in einer Verkettung deutlich gedachter Urteile, ob-

wohl wir dies anstreben, um uns und anderen Rechenschaft geben zu können; gewöhnlich aber geschieht in der dunklen Tiefe die Rumination des von außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird, und sie geht beinahe so unbewußt vor sich, wie die Umwandlung der Nahrung in die Säfte und Substanz des Leibes. Daher kommt es, daß wir oft vom Entstehen unserer tiefsten Gedanken keine Rechenschaft geben können; sie sind die Ausgeburt unseres geheimnisvollen Innern. Urteile, Einfälle, Beschlüsse steigen unerwartet und zu unserer eigenen Verwunderung aus jener Tiefe auf. — — Das Bewußtsein ist die bloße Oberfläche unseres Geistes, von welchem, wie vom Erdkörper, wir nicht das Innere, sondern nur die Schale kennen."

(Dr. Hitschmann.)

Der Fürst von Ligne und die Träumer.

Der Fürst Karl von Ligne, der ein sehr tüchtiger Feldherr, Diplomat, Aufschneider und Tänzer gewesen ist, wird im Dezember (1914) hundert Jahre gestorben sein. Die Historiker erinnern sich da, daß der Mann auch sehr witzig gewesen ist, daß er nicht nur die Frauen, sondern auch die schönen Künste und einen guten französischen Stil geliebt hat. Er selbst verfaßte an vierzig Bände voll der buntesten Dinge, sehr schlüpfrige Poesien, sehr langweilige moralische Theaterstücke, sehr unterhaltsame Reisebeschreibungen und Erinnerungen an alle Größen, die vor ihm im Altertum und bis 1700 gelebt, die dann seit seinem Geburtsjahr 1735 bis zu seinem späten Tod im Jahre 1814 seinen Weg gekreuzt haben. Dieser lebhafte Mann hat nun auch etwas über die Träume geschrieben, das den Psychoanalytikern übersetzt sei. Es ist ein kleines Kapitelchen, das im zehnten Bande der Ligneschen Werke steht (Wien 1786), dort wo der Fürst aufgelegt ist, aus seiner Herzenskammer einige Nachrichten an neugierige Leute zu verschenken. Das Wichtigste lautet also:

„Man soll sich nicht über mich lustig machen, weil ich meine Träume erzähle. Ich habe da ein Traumbuch unter die Augen bekommen, das nichts mehr wert ist. Es ist ein neues Buch: „Les Songes d'un Hermite". In Wirklichkeit sind meine Träume ebenso philosophisch. — Was ist denn das, die Träume? Herr von Voltaire hat davon sprechen wollen, und er zieht sich leicht aus der Affäre, indem er sich auf Monsieur de Pourçeangnoi beruft, der meint, daß Träume eben Träume sind. Was bedeutet aber dieser Zustand, wo einer fortgerissen ist von der Idee? Diese Unterbrechung des Lebensablaufes? Dieses Auflodern unseres eigenen Ichs? Die Herren Liebhaber schreiben alle Tage an ihre Geliebte, daß sie von ihr geträumt haben. Das ist nicht wahr. Ich weiß nicht, ob sie so schreiben, weil ihre Tagesgedanken über die Lebensannehmlichkeiten erschöpft sind, aber es ist bestimmt, daß in den Träumen nur die gleichgültigen Leute auftreten und solche Erscheinungen, die man kaum gesehen oder gehört hat. Man würde es nicht sehr bedauern, sich abends von einer Frau zu trennen, die man nicht besessen hat, wenn man im Traum die ganze Nacht in ihren Armen hinbringen könnte. — Jemand hat gesagt (ich weiß nicht wer), die Phantasieerscheinung während der Nacht ist eine Republik im Zustand der Anarchie. Penelope sagt im Homer, daß die Träume zwei Eingangstore haben, ein elfenbeinernes für die Trugträume (songes trompeurs), und eine hörnerne für die Träume nach der Wahrheit. Ich liebe nicht diesen Gedanken an Hörner bei einer Frau, die, gleich ihr, die Prüde gespielt hat usw."

(Max Hochdorf)

Hebbels Erklärung des „déjà vu".

Freud erklärt das unerklärliche Bekanntheitsgefühl, das ein Ding, das man sicher zum erstenmal erlebt, als längst bekannt oder in völlig gleicher Weise erfahren vortäuscht, aus vergessenen oder verdrängten Tagträumen, die eine analoge Situation zum Gegenstande hatten. Im Anschlusse daran konnte ich in das „déjà vu" in mehreren Fällen auf nächtliche Träume (aus der vorausgegangenen[1]) oder einer längstverflossenen[2]) Nacht) zurückführen. Letztere Erklärung finde ich nun auch im folgenden auch sonst bemerkenswerten Gedichte Hebbels (unter den Gedichten aus den Jahren 1857—1863 in Friedr. Hebbels Sämtliche Werke, II. Bd., S. 12 ff., Leipzig, Max Hesses Verlag).

Herr und Knecht.

„Weg das Gesicht!
Ich duld' es nicht!
Wo ist der zweite Jäger?"
So ruft der Graf in zornigem Ton,
Der Alte schleicht betrübt davon,
Des Forstes bester Pfleger.

Das Hifthorn schallt,
Nun in den Wald!
Es ist zum ersten Male,
Daß er dies Schloß im finstern Tann
Besucht, er sah's nur dann und wann
Von fern im Mondenstrahle.

Sie springen fort;
Was kauert dort
Am Wege hinterm Flieder?
Der Greis, er zeigt aufs graue Haupt,
Der Jüngling aber flucht und schnaubt:
„Du kehrst mir nimmer wieder!"

Mit eins so wild
Und sonst doch mild?
So fragt man in der Runde.
„Ich sah den Mann schon Böses tun,
Doch ganz vergebens sinn' ich nun,
Ich weiß nicht Ort noch Stunde!"

Er jagt allein
Im tiefsten Hain,
Den schwarzen Eber hetzend!
Die andern blieben weit zurück,
Da stürzt sein Pferd, an einem Stück
Gestein den Fuß verletzend.

Der Alte tritt,
Mit raschem Schritt
Hervor, von Gott gesendet;
Er fängt das Tier im grimm'gen Lauf
Behend mit seinem Spieße auf,
Da liegt es und verendet!

Nun kehrt er stumm
Sich wieder um,
Dem Herrn die Hand zu geben;
Doch der springt auf: „Noch immer da,
So ist dir auch das Ende nah!"
Und will den Speer schon heben.

Da bringt die Wut
Das treue Blut
Des Alten auch zum Kochen.
Er zieht das Messer, eh' er's denkt
Und hat, sowie er's kaum geschwenkt,
Den Jüngling auch durchstochen.

Und blutbedeckt,
Zum Tod erschreckt
Bleibt er gebückt nun stehen.
Der Sterbende blickt über sich
Und murmelt noch: „So habe ich
Ihn schon im Traum gesehen."

---

[1]) Freud, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens".
[2]) Ferenczi, „Zur Psychopathologie des déjà vu". (Ztbl. f. Psychoan., II. Jahrg.)

Der Psychoanalytiker erkennt in den Zügen des greisen Knechtes die Merkmale des hilfsbereiten, aber fürchterlichen Vaters wieder, der mit einem lebensrettenden (spendenden), aber auch todbringend gefährlichen Spieß bewaffnet ist. (Ferenczi.)

Man lügt wohl mit dem Munde, aber mit dem Maule, das man dabei macht, sagt man doch noch die Wahrheit.

Nietzsche.

Ich bin nicht abergläubisch und gebe nichts auf diese dunkeln Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber sie sind meistenteils unbewußte Erinnerungen glücklicher oder unglücklicher Folgen, die wir an eigenen und fremden Handlungen erlebt hatten.

Goethe.

Es gibt ein Wort, das unter Gebildeten aus dem Gebrauch gekommen ist, das auszusprechen man sich schämt; das ist das Wort Sünde. Man hat den Begriff Schuld fortphilosophiert, aber das Schuldgefühl ist noch da. Ich bin mit einem bösen Gewissen geboren, und war als Kind bange, entdeckt zu werden. Das kann man auf keine andere Weise erklären, als daß etwas Unbekanntes vorangegangen ist. Strindberg. („Die gotischen Zimmer", S. 309.)

E. A. Poe als Symptomdeuter.

Einer Novelle E. A. Poe's: „Die Mordtaten in der Rue Morgue" betitelt, entnehmen wir die folgende Stelle. Sie berichtet über die eigenartige Fähigkeit eines Mannes, das Verhalten eines Menschen zu deuten und daraus seine Gedanken zu erraten, welche gewisse Ähnlichkeit mit der psychoanalytischen Methode und Deutekunst aufzeigt.

„. . . . Ich bemerkte und bewunderte oft Dupins seltene Fähigkeit zu kombinieren und nachzugrübeln. Diese Übungen schienen ihm ein ganz besonderes Vergnügen zu machen. Ich erinnere mich, daß er mir lachend sagte, für ihn schienen viele Menschen ein Fenster mitten auf der Brust zu tragen, und diese Idee unterstützte er alsbald durch Beweise, indem er mir ganz entschiedene und überraschende Aufschlüsse gab über meine eigenen Gedanken. Ich kann mich nicht enthalten, hier ein Beispiel anzuführen, welches das eben Gesagte am besten bestätigen wird.

Einstmals gingen wir bei Nacht eine lange, schmutzige Straße entlang, in der Nähe des Palais Royal. Da wir beide tief in Gedanken waren, so hatte keiner gewiß eine Viertelstunde lang ein Wort gesprochen. Auf einmal brach Dupin in folgende Worte aus:

„Es ist ein sehr kleiner Kerl, das ist gewiß, und paßte besser auf das Théâtre des Variétés."

„Ja, das ist nicht zu bezweifeln," erwiderte ich unbefangen, ohne in dem Augenblick zu bemerken (so sehr war ich in Gedanken vertieft gewesen), daß Dupin so wunderbarerweise in mein Sinnen eingefallen war. Doch im Augenblicke darauf fand ich mich zurecht und meine Verwunderung war um so größer.

„Dupin", sagte ich ernsthaft, „das geht über meinen Horizont. Ich will gar nicht leugnen, daß ich überrascht bin und meinen Sinnen kaum traue. Wie ist es nur möglich, daß Sie wissen können, ich dachte eben an —?" Hier hielt ich an, um ganz gewiß darüber zu werden, ob er wirklich wisse, woran ich gedacht hatte.

„— an Chantilly," sagte er; „warum halten Sie inne? Sie fanden eben aus, daß seine kleine Gestalt ihn untauglich macht für die Tragödie."

Gerade das hatte ich gedacht. Chantilly war ein Schuhflicker aus der Rue St. Denis, der theaterwütig geworden war und den Versuch gemacht hatte, in der Rolle des Xerxes in Crébillons gleichnamigem Trauerspiele aufzutreten, wofür er zur Genüge lächerlich gemacht worden war.

„Erklären Sie mir, um's Himmels willen," rief ich aus, „die Methode — wenn es darin eine Methode gibt — durch welche es Ihnen möglich gewesen ist, meine Seele in der Art zu ergründen."

In der Tat war ich noch mehr erstaunt, als ich eingestehen mochte.

„Es war der Fruchthändler," erwiderte mein Freund, „der Sie zu dem Entschlusse brachte, daß der Schuhflicker nicht die gehörige Größe habe, den Xerxes darzustellen et id genus omne."

„Der Fruchthändler! — was soll das heißen — ich kenne auf der Welt keinen Fruchthändler."

„Der Mann, der gegen Sie anrannte, als wir in diese Straße kamen — etwa fünfzehn Minuten mag's her sein."

Jetzt fiel mir ein, daß mich in der Tat ein Fruchthändler, der einen großen Korb mit Äpfeln auf dem Kopfe trug, zufällig beinahe umgerannt hätte, als wir in diese Straße einlenkten; aber was dies mit Chantilly zu tun hatte, konnte ich nicht begreifen.

Dupin, dem auch nicht ein Körnchen Scharlatanerie anklebte, sagte: „Ich will alles erklären, und damit Sie in alles eine ganz genaue Einsicht bekommen, wollen wir auf die Folge ihrer Gedanken zurückgehen, von dem Augenblicke an, als ich sprach, bis zu dem, als Sie mit dem bewußten Fruchthändler zusammenstießen. Die größeren Glieder der Kette hängen dermaßen aneinander — Chantilly, Orion, Dr. Nichols, Epikur, Stereotomie, das Straßenpflaster, der Fruchthändler." — — —

„Wir hatten von Pferden gesprochen, wenn ich mich recht entsinne, gerade ehe wir die Rue C— verließen. Dies war unser letzter Gesprächsgegenstand. Als wir in diese Straße einlenkten, kam ein Fruchthändler, der einen großen Korb auf dem Kopfe trug, an uns vorbei, und stieß Sie auf einen Haufen Pflastersteine, die zum Ausbessern des Fußsteiges an einer Stelle zurechtgelegt waren. Sie traten auf einen dieser losen Bockel, glitten davon herab, vertraten sich leicht den Knöchel, schienen darüber verstimmt oder verdrießlich, brummten ein paar Worte vor sich hin, wandten sich dann um, sahen den Haufen an und gingen dann schweigend weiter. Ich gab gerade nicht besonders acht auf das, was Sie taten, aber es macht sich bei mir seit lange schon ganz wie von selbst, daß ich alles beobachte.

„Sie ließen Ihre Augen am Boden haften — und betrachteten mit trotzigem Ausdruck die Löcher und Ritzen im Pflaster (woraus ich ersah, daß Sie noch an die Steine dachten), bis wir die kleine Querstraße erreichten, die den Namen Lamartine trägt und versuchsweise mit gerippten Steinen gepflastert worden ist. Hier erhellte sich Ihr Gesicht, und da ich bemerkte, daß Ihre Lippen sich bewegten, so war ich überzeugt, daß Sie das Wort ‚Stereotomie' vor sich hinmurmelten, einen etwas gesuchten Ausdruck, mit dem man diese Art von Pflaster bezeichnet. Ich wußte, daß Sie nicht das Wort ‚Stereotomie' aussprechen würden, ohne dahin zu gelangen, an Atome zu denken und infolgedessen an die Lehre des Epikur; und da, als wir vor kurzem diesen Gegenstand besprachen, ich darauf hinwies, wie wunderbarerweise, obwohl man dessen noch erst sehr wenig Erwähnung getan hat, die vagen Vermu-

tungen dieses edlen Griechen, durch die letzten Entdeckungen in der Nebular-Kosmogonie Bestätigung gefunden haben, so war ich überzeugt, Sie würden jedenfalls Ihre Augen aufwärts zu den großen Nebula im Orion wenden und erwartete das ganz entschieden. Sie blickten hinauf und ich war nun sicher, daß ich Ihrer Spur richtig gefolgt war. Aber über dem Spottartikel über Chantilly, der gestern im ‚Musée' stand, führte der satirische Rezensent bei Gelegenheit einer spöttischen Bemerkung darüber, daß der Schuhflicker, sobald er sich den Kothurn anschnallte, auch zugleich für nötig fand, seinen Namen zu verändern, einen lateinischen Vers an, über den wir manchmal schon mit einander sprachen. Ich meine die Zeile:

Perdidit antiquum litera prima sonum.

Ich hatte Ihnen gesagt, daß dies sich auf den Orion bezöge, der früher Urion geschrieben wurde, und da diese Erklärung noch mit anderen hervorstechenden Einzelheiten verflochten war, so dachte ich mir wohl, Sie würden sie nicht vergessen haben, und es schien mir klar, daß Sie Orion und Chantilly in Verbindung bringen würden. Daß Sie dies auch wirklich taten, sah ich an dem Lächeln, welches nun um Ihre Mundwinkel zuckte. Sie dachten an die moralische Vernichtung des armen Schuhflickers. Bis dahin hatten Sie sich in Ihrer Haltung ein wenig gehen lassen, jetzt aber sah ich, wie Sie sich zu Ihrer ganzen Höhe heraufreckten. Nun war ich überzeugt, daß Sie über Chantillys kleine Figur nachdachten. An dieser Stelle unterbrach ich Ihren Gedankengang, um zu bemerken, daß, da dieser Chantilly wirklich ein sehr kleiner Kerl sei, er besser auf das Théâtre des Variétés passe!" (Ausgewählte Novellen von E. A. Poe, Universal-Bibliothek Nr. 1703.)

(Dr. Hárnik.)

Zur Vorgeschichte der psychoanalytischen Methode.

Aus einem russischen Romane.

In dem Romane „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" von Wladimir Fürst Meschtschersky[1]) findet sich ein bemerkenswertes Beispiel einer Anwendung der psychoanalytischen Methode, welches hier mitgeteilt werden möge:

Die junge Fürstin Marie Mitischtschef soll in die „Welt" eingeführt werden und hat auf Befehl ihrer Mutter zum erstenmal auf einem Balle zu erscheinen. Vor diesem Balle empfindet sie eine unbeschreibliche Angst, der Gedanke daran erfüllt die Arme mit einem so namenlosen Entsetzen, daß sie nicht die Kraft finden kann, dieses Entsetzen durch Vernunftgründe zu überwinden. Wie soll aber das verschüchterte junge Mädchen es wagen dürfen, dem Gebote ihrer herrischen Mutter zuwiderzuhandeln? In ihrer Seelennot begibt sie sich zu Vater Joan, dem geistlichen Berater der Familie. Dieser errät es, daß der große Kummer, der ihm die Überraschung des Besuches der jungen Fürstin gebracht hat, mit dem bevorstehenden Balle zusammenhängt. „Nun setzen Sie sich", sagt er, „und erzählen Sie mir, was Sie so sehr bewegt."

Marie senkte den Kopf, als wollte sie den forschenden Blicken des Geistlichen ausweichen. „Ja, sehen Sie, Väterchen, ich glaubte, ich werde die Kraft haben, auf diesem Balle zu erscheinen; während der Messe fühlte ich

[1]) Deutsch von J. Clark, Breslau 1887.

mich so stark, aber als ich mein Ballkleid erblickte, ging etwas in mir vor, das ich Ihnen gar nicht beschreiben kann; ich empfand einen solchen Widerwillen, eine solche Angst!“

Der Vater Joan sah die junge Fürstin an und schwieg; augenscheinlich bemühte er sich, auf den Grund dieser sich vor ihm öffnenden Seele zu blicken. Seine Kinder hatten sich auf seine Knie gestützt und blickten bald auf ihren Vater, bald auf Marie.

Endlich sagte der Vater Joan: „Obgleich ich in diesen Tagen von einem schweren Kummer heimgesucht bin — ich habe heute meiner lieben Gattin das heilige Abendmahl gegeben, die Arme wird täglich schwächer —, habe ich doch viel an Sie gedacht, Knäschna. Ich kann es nicht begreifen, weshalb Sie einen so heftigen Widerwillen gegen eine so unschuldige Sache, wie einen Ball, fühlen. Beantworten Sie mir die eine Frage: Sind Sie einmal als Kind auf einem Balle gewesen?“

„Einmal, ja, vor langer Zeit, als ich zehn Jahre zählte.“

„Zehn Jahre; nun haben Sie sich damals gut amüsiert?“

„Nein, ich habe mich sehr gelangweilt.“

„Erinnern Sie sich nicht — haben Sie nicht etwas Besonderes auf diesem Balle erfahren?“

Marie errötete, es war ihr, als dringe der Blick des Vaters Joan in das Innerste ihrer Seele. Mit gesenktem Köpfchen bejahte sie schüchtern seine Frage.

„Und dieses Besondere, war es nicht eine kindliche Leidenschaft für jemanden?“ fuhr der Vater Joan fort.

„Wie konnten Sie das erraten, Väterchen?“ fragte Marie mit glühenden Wangen, ihre Augen zu ihm aufschlagend.

„So, nun fange ich an zu verstehen. Und der Knabe, den Sie liebgewonnen hatten — erwiderte Ihre Liebe nicht?“

„Nein,“ antwortete Marie leise.

„Sagte er Ihnen etwas Kränkendes?“

„Ja, Väterchen; er sagte mir, ich sei so häßlich, daß ich gar nicht auf einen Ball kommen sollte.“

„Und Sie glaubten ihm. Nun, die Sache ist sehr einfach.“ Es entstand eine Pause.

„Das ist aber nicht wahr; die Schwester ist gar nicht häßlich, Papa,“ sagte der kleine Knabe zu seinem Vater.

„Da hören Sie ein anderes Urteil eines kleinen Kavaliers,“ bemerkte Vater Joan lächelnd.

Die junge Fürstin lächelte auch, schüttelte aber gleich den Kopf und versank in Gedanken.

„Geht in euer Zimmer, Kinderchen,“ sagte der Geistliche, „wir werden euch rufen, wenn wir unser Gespräch beendigt haben . . .“

. . . Als der Vater Joan mit der jungen Fürstin allein war, schwieg er, wie das in solchen Fällen seine Gewohnheit war, einige Minuten lang, als bedenke er, was er sagen wolle. Dann hefteten sich seine klugen, durchdringenden und doch so sanften Augen auf die junge Fürstin und er begann:

„Fürstin, ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen sagen soll, was ich denke — mir scheint es, Sie befinden sich in einer großen Gefahr.“

„Ich?“

„Ja, Fürstin, Sie sind auf dem Wege, sich zu Grunde zu richten.“

„Wie das?“ fragte Marie erschreckt.

„Das will ich Ihnen gleich sagen. Wenn ich Sie richtig verstehe, haben Sie sich dem Geiste des Stolzes und der Eigenliebe ergeben."

„Ich?" wiederholte Marie, ganz verwirrt durch diesen unerwarteten Angriff.

„Ja, Sie, Fürstin! Sie wissen gar nicht, wie Sie mich überrascht und noch viel mehr betrübt haben. Bis jetzt dachte ich, Sie liebten die Armen, die Einfachheit, den Nächsten, haßten den Luxus und alles das aus wahrer Herzensreinheit, aus freiem Willen. Wie wäre das so schön, so erhebend, nachahmungswürdig. Aber plötzlich zeigt es sich, daß sich das ganz anders verhält."

Mariens Augen füllten sich mit großen Tränen. Der Vater Joan sah diese Tränen und fuhr fort:

„Es zeigt sich, daß Sie die Armen lieben und die Welt hassen, weil einst ein zehnjähriger Knabe Ihre Eitelkeit gekränkt hat; ist es nicht so?"

„Nein, Väterchen, nein!" rief Marie und die Tränen stürzten ihr herab.

„Wenn dem nicht so ist, beweisen Sie es, indem Sie heute auf dem Balle erscheinen und, wenn es nötig ist, morgen wieder. Dann werden Sie zeigen, daß Sie nicht aus gekränkter Eigenliebe Gott und den Armen dienen wollen, sondern aus einfältigem, gutem Herzen. Auf dem Ball werden Sie nur aus Pflicht erscheinen, die Armen werden Sie aufsuchen, weil Ihr Herz Sie dazu treibt. Sagen Sie selbst, wie sollen Sie sonst wissen, ob Sie nicht den Armen dienen wollen, nur weil es Ihnen bequem ist, weil Ihre Eitelkeit dabei von keiner Gefahr bedroht wird? Sie wissen im voraus, daß die Armen Sie nicht kränken werden, aber in der Gesellschaft fürchten Sie, nicht zu gefallen, und hassen daher die Welt. Ist es nicht so, Fürstin? Sagen Sie selbst!"

Marie saß da in ernsten Gedanken. Offenbar hatte ihr der Vater Joan die Sache in einem ganz anderen Lichte gezeigt.

„Folglich muß ich", sprach sie endlich mit fester Stimme, „die Gesellschaften besuchen, um zu beweisen, daß ich die Welt hasse?"

„Ja, so scheint es mir; der, welcher die Welt haßt und ihr entsagen will, um sein Leben anderen Zwecken zu weihen, muß klar wissen, was er tut. Meiner Ansicht nach kann man nicht die Welt hassen, ohne sie zu kennen. Versuchen Sie es, die Gesellschaften mitzumachen, denken Sie gar nicht daran, welchen Eindruck Sie auf andere machen. Ich kann allerdings nicht recht darüber urteilen, da ich selbst nicht in der Welt gelebt habe, aber es scheint mir, daß viele Übel ihre Entstehung der krankhaften Eitelkeit verdanken, mit der sich die Menschen darum kümmern, was andere von ihnen denken. Versuchen Sie es, sich diese Sorge ganz fern zu halten, nur an andere zu denken, und Sie werden selbst gefallen und an anderen Gefallen finden. Sie werden möglicherweise einsehen lernen, daß die Welt nicht so schlimm ist, wie es Ihnen jetzt scheint."

Wir verzichten auf eine ausführliche Analyse der vom Vater Joan geübten Seelenuntersuchung und weisen bloß darauf hin, daß hier die Weltflucht und die Angst der Fürstin vor dem Balle auf ein infantiles Trauma erotischer Art zurückgeführt wird.*) Interessant ist es, wie der Verfasser die Folgen

*) Es sei aufmerksam gemacht, daß nicht der oberflächliche Hinweis auf die moralischen und ehrgeizigen Motive die Lösung herbeiführt, sondern die verbesserte Wiederholung der seinerzeitigen peinlichen Kindheitssituation. Ihrer unerwiderten Kinderliebe dürfte die Neigung zum Vater zu Grunde liegen, der sich hier liebevoll ihrer annimmt (während der kleine Knabe das kränkende Urteil widerruft). Aus dem infantilen Ödipus-Komplex heraus widersetzt sie sich auch dem Gebot der Mutter — der gegenüber sie sich wohl zurückgesetzt fühlte — und befolgt das Gebot der Vaterimago. (Anmerkg. d. Red.)

der Lösung des verdrängten Komplexes schildert: „Diese Worte (sc. des Vaters Joan) wirkten so beruhigend auf Marie, wie die Bewegungen eines Magnetiseurs auf einen Kranken, der an einem scharfen physischen Schmerze leidet. Sie stand auf, der Friede einer schönen Seele drückte sich auf ihrem ernsten Gesichte aus. Der ihr eigentümliche, etwas finstere, schüchterne Ausdruck war ganz gewichen. Jedermann, der sie in diesem Augenblicke sah, mußte sie anziehend finden.“ Obwohl sie sich der Teilnahme am Balle hätte entziehen können, da ihr Onkel sich auf ihre Bitte inzwischen bei der Fürstin darum verwendet hatte, erklärt sie, nach Hause zurückgekehrt, daß sie sich bedacht habe und auf dem Balle erscheinen wolle.

(Dr. N. E. Pohorilles.)

Inhalt des IV. Heftes.

Seite

Originalarbeiten.

I. Prof. Sigm. Freud: Das Unbewußte (I. Teil) 189
II. Dr. Viktor Tausk: Zur Psychologie des alkoholischen Beschäftigungsdelirs 204

Mitteilungen.

1. Dr. S. Ferenczi: Die wissenschaftliche Bedeutung von Freuds „Sexualtheorie“ 227
2. Dr. S. Ferenczi: „Nonum prematur in annum“ 229
3. Dr. Otto Rank: Ein gedichteter Traum 231
4. Dr. Theodor Reik: Aus den „Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln“ 235

Kritiken und Referate.

Havelock Ellis: The Relation of Erotic Dreams to Vesical Dreams (E. Jones) 240
Trigant Burrow: Psychoanalysis and Society (E. Jones) 241
Theodore Schroeder: The Wildisbuch Crucified Saint (E. Jones) . . . 241
Theodore Flournoy: Die Seherin von Genf (H. Silberer) 242
G. Vorbrodt: Flournoys Seherin von Genf und Religionspsychologie (H. Silberer) 243
P. Sixtus Walleser: Religiöse Anschauungen und Gebräuche der Bewohner von Jap (Th. Reik) 244
Georg Wilke: Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit (Th. Reik) 244

Zur psychoanalytischen Bewegung 246

Aus Vereinen und Versammlungen 247

Varia 248

Hugo Heller & Co. Verlag / Leipzig und Wien I

Imago

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

Herausgegeben von **Prof. Dr. Sigm. Freud**

Redigiert von **Dr. Otto Rank** u. **Dr. Hanns Sachs**

»Imago« erscheint sechsmal jährlich im Gesamtumfang von 24—30 Bogen und kann für M. 15.— = K 18.— pro Jahr durch jede Buchhandlung sowie direkt vom Verlag abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Internationale Zeitschrift für

Ärztliche Psychoanalyse

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von **Prof. Dr. Sigm. Freud**

Redigiert von

Dr. S. Ferenczi Budapest — **Dr. Otto Rank** Wien — **Prof. Dr. Ernest Jones** London

unter ständiger Mitwirkung zahlreicher ausländischer Psychoanalytiker

Jährlich 6 Hefte im Umfange von 24—30 Bogen zum Preise von M. 18.— = K 21.60. Gemeinsames Abonnement mit »Imago« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M 30.— = K 36.—.

» . . . ein sehr reichhaltiges, durchaus interessantes Material, dessen Lektüre für jeden, der sich für die weitere Entwicklung der Psychoanalyse und deren Ausbau interessiert, ungemein wertvoll ist . . . Von großem Wert sind die kleineren, zahlreichen kasuistischen Mitteilungen, die in ihrer Gesamtheit ein schätzenswertes Bild von den Leistungen der Psychoanalyse bieten.“ (Wr. klin. Rdsch. 1913, Nr. 36.)

Totem und Tabu

Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden u. der Neurotiker

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud**

Preis geh. M. 4.— = K 4.80, in Originalleinenband M. 5.— = K 6.—

Der Künstler

Ansätze zu einer Sexualpsychologie

Von **Dr. Otto Rank**

Preis geheftet M. 2.— = K 2.40

Probleme der Mystik u. ihrer Symbolik

Von **Herbert Silberer**

18 Bogen, mit mehreren Abbildungen, geheftet M. 9.— = K 10.80, in Halbfranz geb. M. 12.— = K 14.40

INHALT. I. Einleitender Teil: 1. Die Parabola. 2. Traum- und Märchendeutung. — II. Analytischer Teil: 1. Psychoanalytische Deutung der Parabola. 2. Alchemie. 3. Hermetische Kunst. 4. Rosenkreuzerei und Freimaurerei. 5. Das Problem der mehrfachen Deutung. — III. Synthetischer Teil: 1. Introversion und Wiedergeburt. A. Verinnerlichung und Introversion. B. Folgen der Introversion. C. Wiedergeburt. 2. Das mystische Ziel. 3. Königliche Kunst. — Anmerkungen. — Quellen. — Index.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.